

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Das Rätsel Zeit

Vom Augenblick zur Ewigkeit

12

Judenhass und Kirchenkunst BARBARA SCHNEIDER

Resonanzkrise des Protestantismus WOLFGANG HUBER

Die Debatte um Suizidbeihilfe PETER DABROCK

Louis van Beethoven

Das Film-Highlight zum Jubiläumsjahr

FREITAG 25. DEZEMBER
20:15 Uhr



Das Erste

AB 17. DEZEMBER
– BEETHOVENS TAUF TAG –
IN DER ARD MEDIATHEK

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Wolfgang Huber
 Ilse Junkermann
 Isolde Karle
 Annette Kurschus
 Ulrich Lilie
 Friederike Nüssel
 Christoph Schwöbel
 Christiane Tietz
 Gerhard Ulrich
 Michael Weinrich



Liebe Leserin, lieber Leser,

diese Adventszeit ist anders: kein heimeliges Gedränge auf dem Christkindlmarkt am Glühweinstand, keine überfüllten Kirchenkonzerte im Lichterglanz! Und wie wird erst Weihnachten selbst, ein Fest, das für viele von uns von lieb gewordenen Traditionen geprägt ist? Es wird alles anders, so viel ist sicher (Seite 19). Der Theologe Matthias Morgenroth beschreibt in dieser Ausgabe, was die großen Kirchen in Hinblick auf Advent und Weihnachten in Zeiten der Corona-Pandemie geplant haben, und wirbt für die Mobilisierung von drei „Anti-Angst-Ressourcen“ (Seite 23).

Auch die verbundenen Synodentagungen der evangelischen Kirche waren anders in diesem Jahr. Sie fanden rein digital und zeitlich verkürzt statt. Trotzdem wurde Wichtiges in die Wege geleitet. Zum Beispiel ein Sparplan der EKD bis 2030, über dessen Details die Synodalen zwar nicht ganz einig wurden, deren Gesamteinsparziel, immerhin zwanzig Prozent der bisherigen Ausgaben, aber nicht zur Debatte stand (Seite 26). Übrigens: Zusätzliche detaillierte Beiträge zu den Synodaltagungen finden Sie auch unter www.zeitzeichen.net/node/8669.

In diesen Wochen endet offiziell das Gedenkjahr zum 250. Geburtstag Ludwig van Beethovens. Friedemann Schmidt-Eggert, bis vor kurzem Beauftragter der rheinischen Landeskirche für das Beethovenjahr, beschreibt in seinem Artikel die wenig bekannte protestantische Seite des ansonsten durchgängig im katholischen Milieu in Bonn und Wien wirkenden Kompositionsgenies (Seite 60).

Ich wünsche Ihnen allen Beschwerden dieser Corona-Zeit zum Trotz eine schöne Adventszeit, ein frohes Weihnachtsfest, ein gutes, liches Jahr 2021 und natürlich eine gewinnbringende Lektüre von *zeitzeichen*,

Jhr
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: dpa

Endlager gesucht

Wohin mit dem Atommüll? Die Suche nach einem Endlager geht in die nächste Phase. Und auch kirchliche Vertreter sind daran beteiligt. Der Journalist Nick Reimer beschreibt die Hintergründe.

GESELLSCHAFT

- 8 PETER DABROCK
Selbstbestimmung und Suizidbeihilfe
- 12 NICK REIMER
Atomendlager und die Kirchen

KIRCHE

- 15 BARBARA SCHNEIDER
Judenfeindlichkeit in der christlichen Kunst

ORTSTERMIN

- 18 STEPHAN KOSCH
Streit um Schmähplastik in Calbe

KOLUMNE

- 19 WOLFGANG HUBER
Maskierter Weihnachtsduft

KIRCHE

- 20 JÖRG BOLLMANN
Über die Leistungskraft evangelischer Publizistik
- 23 MATTHIAS MORGENROTH
Weihnachtsfest in Corona-Zeiten
- 26 GESSLER, JÜTTE, KOSCH, MAWICK
Synodaltagungen 2020 im Zoom

Das große Ticken

Die Zeit hat uns im Griff, so scheint es. Doch wer genauer hinsieht, stellt fest, dass bei der Zeit gar nichts feststeht, noch nicht einmal sie selbst. Denn schließlich fließt sie. Aber wohin? In die Ewigkeit? Oder drehen wir uns am Ende alle nur im Kreis? Unser Schwerpunkt zum Jahreswechsel geht diesen Fragen nach.

30



Foto: dpa

KOMMENTAR

- 29 REINHARD MAWICK
EKD: Tiefengrammatik des Sparkurses

ZEIT

- 32 REINHARD LASSEK
Objektive Gegebenheit oder Konstrukt des Bewusstseins?
- 35 KARLHEINZ GEISSLER
Die Uhr kann gehen
- 38 ADELHEID HERRMANN-PFANDT
Zeit in den Religionen der Welt
- 41 MARKUS MÜHLING
Über die Ewigkeit
- 44 GESPRÄCH MIT MARC WITTMANN
„Wir sind die Zeit“

THEOLOGIE

- 48 WOLFGANG HUBER
Kirche in der Resonanzkrise
- 54 MICHAEL WELKER
Das multiperspektivische Denken Dietrich Bonhoeffers

DAS PROJEKT

- 52 CHRISTIANE RENNER
Das Phänomen Kirchentag



60

Beethoven evangelisch

Beethoven war katholisch und wirkte in Bonn und Wien auch in einem rein katholischen Umfeld. Trotzdem gibt es einige wichtige protestantische Menschen in Beethovens Umfeld und protestantische Spuren im Werk des großen Komponisten (1770–1827). An seinen 250. Geburtstag wird dieses Jahr weltweit gedacht.

STÖRFALL

- 57 MICHAEL KRÖGER
Störung und Gnade

KULTUR

- 60 FRIEDEMANN SCHMIDT-EGGERT
Beethoven und der Protestantismus

REPORTAGE

- 64 KLAUS SIEG (TEXT) · JÖRG BÖTHLING (FOTOS)
Hamburg und der koloniale Welthandel

REZENSIONEN

Musik

- 69 REINHARD MAWICK
Ludwig van Beethoven: Sinfonie Nr. 9
69 UDO FEIST
Nubya Garcia: Source

Hörbuch

- 70 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
David Grossman: Was Nina wusste

Titelseite:

Foto: dpa

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

Schwieriges Erbe

Die Hafenstadt Hamburg war eine der einflussreichsten Metropolen Europas im Austausch mit dem kolonialen Welthandel. Viele Orte in der Stadt zeugen von diesem schwierigen Erbe. Straßennamen, Denkmälern und Gebäuden gehen die Journalisten Klaus Sieg (Text) und Jörg Böhling (Fotos) auf die Spur.

64



Foto: Jörg Böhling

Bücher

- 70 STEPHAN KOSCH
Malte Oppermann: Der Augenblick
71 GREGOR BLOCH
Christian Danz: Jesus von Nazareth zwischen Judentum und Christentum
71 PHILIPP GREIFENSTEIN
Michael Blume: Verschwörungsmythen
72 JENS BECKMANN
Traugott Jähnichen/Joachim Wiemeyer: Wirtschaftsethik 4.0
73 KONSTANTIN SACHER
Maxim Biller: Wer nicht glaubt, schreibt
74 GUDRUN MAWICK
Carola Moosbach: Johann Sebastian Bachs Töchter
75 REINHARD MAWICK
Jan Assmann: Kunst und Kult
76 TILMAN ASMUS FISCHER
Sibylle Lewitscharoff/Heiko Michael Hartmann: Warten auf
- | | |
|----------------|--------------------|
| 74 Autoren | 6 Magazin |
| 72 Buchtipps | 80 Notabene |
| 3 Editorial | 79 Notizen |
| 77 Filmtipps | 78 Personen |
| 75 Impressum | 81 Punktum |
| 58 Klartext | 81 Veranstaltungen |
| 80 Kulturtour | 82 Vorschau |
| 63 Leserbriefe | |



Foto: akg/Christian Hornemann (1765 – 1844): Ludwig van Beethoven, 1802

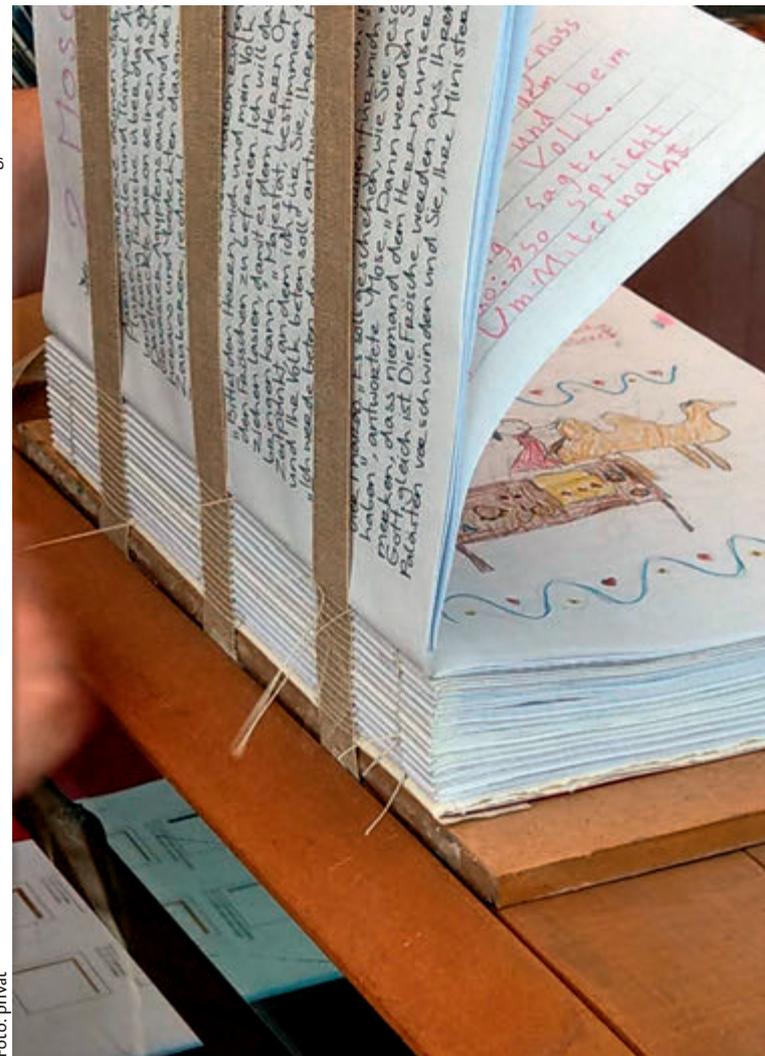
Historischer Spielfilm über Beethoven zu Weihnachten im Ersten

Zum Ende seines Jubiläumsjahres wird noch einmal in der ARD ein historischer Spielfilm über Ludwig van Beethoven gezeigt. Er ist unter Beteiligung auch des ORF und Beta Film zum 250. Geburtstag von Ludwig van Beethoven entstanden. Das Budget lag bei knapp sechs Millionen Euro. Die Handlung konzentriert sich auf die Kindheit und Jugend des Komponisten in Bonn und seine Prägung durch höchst unterschiedliche Lehrer in einer Zeit großer politischer Umbrüche. Die Erzählung ist eingebettet in eine Rahmenhandlung, die im Jahr 1826 spielt: Beethoven hat sich mit seinem selbstmordgefährdeten Neffen Karl auf das Landgut seines Bruders zurückgezogen, gefangen in einer dysfunktionalen Familienkonstellation. Trotz seiner großen musikalischen Erfolge hadert er mit sich selbst, weil sein Spätwerk die Zeitgenossen komplett überfordert. Unter der Regie von Niki Stein haben die Hauptrollen unter anderem Tobias Moretti, Ulrich Noethen, Anselm Breggott und Colin Pütz übernommen (siehe Seite 60). Ausstrahlung ist am 25. Dezember um 20.15 Uhr, zum „echten“ Geburtstag Beethovens am 17. Dezember startet er in der ARD-Mediathek.

Foto: privat

Knapp 1200 Menschen haben im Frühjahr mitgeschrieben: St. Galler Corona-Bibel jetzt online

Über Jahrhunderte wurden im Skriptorium des St. Galler Klosters heilige Texte abgeschrieben, illustriert und kommentiert. Nun ist ein weiterer hinzugekommen, die St. Galler Corona-Bibel. Knapp 1200 Menschen haben während des Lockdowns im Frühjahr ein Kapitel der Bibel abgeschrieben und nach eigenen Vorstellungen illustriert und kommentiert. Das Werk soll im Frühjahr 2021 der Stiftsbibliothek in St. Gallen übergeben werden, ist aber bereits jetzt auf der Website www.coronabibel.ch komplett zu lesen. Initiiert wurde das Projekt im vergangenen März von einem kleinen Team aus reformierten und katholischen Seelsorgenden in St. Gallen, die nach einer Möglichkeit suchten, die drohende Vereinzelung zu überwinden. „Mir war bewusst, dass es für die Zeit der Isolation wichtig sein würde, das Individuelle des Mystisch-Meditativen mit der Perspektive des Gemeinschaftlichen und des Gestaltens zu verbinden“, schreibt Pfarrer Uwe Habenicht, einer der Initiatoren, in einem Text zum Projekt auf www.zeitzeichen.net. <https://zeitzeichen.net/node/8603>



Kirche Anhalts zum jüdischen Leben

Die Kirchengeschichtliche Kammer der Evangelischen Landeskirche Anhalts hat ein reich bebildertes Buch zur Geschichte des jüdischen Lebens im Fürstentum, späteren Herzogtum und Freistaat Anhalt herausgegeben. Viele aktuelle Bilder hat der Berliner Fotograf Torsten Lüders im Jahr 2019 erstellt. Texte von zahlreichen Autorinnen und Autoren informieren über das Leben der jüdischen Gemeinden in anhaltischen Orten, über Synagogen und Friedhöfe, über die Diskriminierung der Juden und schließlich die Zerstörung des jüdischen Lebens durch die Nationalsozialisten. Auch Initiativen der Gedenkkultur von Schulen, Vereinen und Gemeinden, Museen und Ortschaften sind aufgenommen. Die Veröffentlichung erfolgt in Abstimmung mit der jüdischen Gemeinde Dessau.

Luthers Hauptschriften als Hörspiele

Die Luther-Gesellschaft e. V. Wittenberg geht angesichts der gegenwärtigen Pandemie neue Wege: Als Ersatz für eine nicht als Präsenzveranstaltung stattgefundene Tagung kann man auf der Website der Luther-Gesellschaft einen Hörbeitrag abrufen, der sich mit Luthers Hauptschriften von 1520 beschäftigt. Die Professoren für Kirchengeschichte Wolf-Friedrich Schäufele (Marburg) und Christopher Spehr (Jena) stellen diese fundamentalen Texte in kurzer Charakterisierung dar. <https://www.luther-gesellschaft.de>

Foto: Kunstmuseum/Marek Kruszewski



Wolfsburger Kunstmuseum zeigt Ausstellung über das Orale

Zahnschmerz, Vampirismus, Lecken und Schmecken: Sobald es wieder erlaubt ist, will das Wolfsburger Kunstmuseum seine neue Ausstellung zum Thema „Mund“ wieder eröffnen, die wegen Corona nach wenigen Tagen geschlossen werden musste. Zu sehen sein werden dann in der Schau mehr als 250 Werke und Objekte – von der Antike bis in die Gegenwart. Dies sei die umfassendste Themenausstellung zu Kunst und Kultur rund um das Orale, die es jemals in Deutschland gegeben habe, teilte die Einrichtung mit. Die Ausstellung „In aller Munde. Von Pieter Bruegel bis Cindy Sherman“ mit Werken unter anderem von Andy Warhol, Albrecht Dürer und Pablo Picasso soll nach der erhofften Wiedereröffnung bis zum 5. April 2021 zu sehen sein.

Hope Speech statt Hate Speech: Neuer Instagram-Kanal der Kirche

Hessen-Nassau geht mit „ekhn.gemeinsam“ auf Instagram neue virtuelle Wege. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) hat den Instagram-Kanal „ekhn.gemeinsam“ gestartet. Er will auf der Online-Plattform mit über einer Milliarde Nutzerinnen und Nutzern in unruhigen Zeiten helfen, Menschen und das Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Dabei soll „Hope Speech“ statt Hate Speech einen besonderen Akzent in der Welt der sozialen Medien setzen. Zum Instagram-Auftritt: www.instagram.com/ekhn.gemeinsam

Nachbau der Quadriga im Bundestag

Die Quadriga vom Brandenburger Tor soll in den kommenden zwei Jahren in einer Schauwerkstatt im Bundestag als Gipsmodell nachgebaut werden. Zum Auftakt des Kunstprojektes erklärte Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble (CDU), das Brandenburger Tor mit der Quadriga-Skulptur sei vom Symbol der Teilung und des Strebens nach Einheit zu einem Symbol der Freiheit in der ganzen Welt geworden. Die Quadriga ist eine 1793 vom Bildhauer Johann Gottfried Schadow (1764–1850) geschaffene Skulptur der Siegesgöttin Victoria mit einem von vier Pferden gezogenen Streitwagen. Bis Oktober 2022 sollen sämtliche noch vorhandenen historischen Gipsabgüsse der berühmten Skulptur zusammengeführt, restauriert und zusammengesetzt werden.

Nicht nur moralisch, sondern sittlich

Warum selbstbestimmtes Sterben in evangelischen Einrichtungen ohne Suizidassistenten möglich ist

PETER DABROCK

Seit dem Karlsruher Urteil zur Suizidbeihilfe im Februar wird auch in evangelischer Theologie und Kirche darum gerungen, wie es in dieser Frage weitergehen soll. Peter Dabrock, Theologie- und Ethikprofessor in Erlangen und bis vor kurzem Vorsitzender des Deutschen Ethikrates, wirbt dafür, die vom Gericht gestärkte Selbstbestimmung lebensschutzsensibel und für evangelische Institutionen verantwortbar umzusetzen.

Sterben, wie man gelebt hat ... Vielen Menschen erscheint das als sinnvolle und stimmige Perspektive, wenn es um das eigene Lebensende geht. Das heißt dann auch: Wenn sich Lebenskulturen ändern, ändern sich mit großer Wahrscheinlichkeit auch Sterbekulturen. Offensichtlich stehen wir – das heißt in diesem Fall die bundesrepublikanische Gesellschaft – an einer Wegscheide, wie es im Verhältnis von Lebens- und Sterbekulturen weitergehen soll.

Dass Menschen selbstbestimmt sterben sollen und dürfen, ist breitester gesellschaftlicher Konsens. Aber heftig umstritten war und ist, wie dieses „selbstbestimmt“ auszu-legen ist. Mit seinem Urteil hat das Verfassungsgericht ja nicht nur den Paragraphen 217 Strafgesetzbuch gekippt, sondern auch ohne Berücksichtigung der im Parlamentsbeschluss zum Gesetz geronnenen breiten zivilgesellschaftlichen Debatte der vergangenen Jahre einseitig Position bezogen und dem Gesetzgeber engste Grenzen gesetzt, wie in Zukunft selbstbestimmtes Sterben zu verstehen und umzusetzen ist. Ein Recht eines jeden – und nicht nur, wie in den Benelux-Ländern, eines meist in einer

schwersten, irreversiblen Krankheitsphase befindlichen – Menschen auf einen leicht umsetzbaren Suizid wird geradezu zum Lackmuestest des allgemeinen Persönlichkeitsrechts stilisiert.

Das Verfassungsgericht hat am 26. Februar 2020 mit der in Deutschland rechtskulturell verankerten Lebensschutzfreundlichkeit gebrochen und diese einseitig zu Gunsten der negativen Freiheit („Recht, in seinem Tun nicht gehindert zu werden“) hintangestellt. Schließlich hat es aus diesem Abwehrrecht noch ein Anspruchsrecht (auf Assistenz bei einem nicht-brutalen Suizidvollzug) gezimmert. Die Situation in evangelischer Theologie, Kirche und

Wohlfahrtspflege in der Aufnahme des Urteils ist komplex. Das inzwischen als Bonmot grassierende Diktum, dass die Fragen der Lebensführung in der Evangelischen Kirche selten Einstimmigkeit verlangten, wird im Binnenraum des Protestantismus häufig als Motiv verwendet, mit moralisch wohlüberlegten, aber nicht immer ethisch reflektierten Auffassungen ganz vorne im liberalen Diskurs mit dabei sein zu wollen. Meinungsstarke oder einflussreiche Positionen, die sich als Avantgarde sehen, meinen, die lange Verurteilung des Suizids hinter sich lassen zu müssen, die zweifellos Suizidenten und ihre Angehörigen oft stigmatisiert hat.

Seit dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Suizidbeihilfe am 26. Februar 2020 besteht eine Leerstelle in der Gesetzgebung zur geschäftsmäßigen sowie zu jeder organisierten Sterbehilfe.

Fotos: dpa



Dieses Anliegen ist sicher richtig. Problematisch darin ist oft nicht das Beharren auf persönlicher Gewissensbildung – das ist ja völlig legitim. Schwierig ist aber, wie wenig die Traumata für Angehörige und der Druck auf Pflegebedürftige oder Menschen in prekären Situationen in dieser Argumentation mitthematisiert werden. Fragwürdig ist erst recht der Mangel, institutionelle Folgen für die evangelischen Einrichtungen mitzubedenken. Wäre es doch angemessen, a priori ethisch zu überprüfen, ob mit einer solchen Position evangelischen Tendenzbetrieben in einer religions- und gesellschaftspolitisch wirklich schwierigen Lage geholfen werden kann oder nur eigene starke moralische Urteile zelebriert werden. Die katholische Kirche und die Caritas werden vermutlich – wiederum analog zu ihren Monita beim Schwangerschaftsabbruch – im Gefolge ihrer starken Lebensschutzorientierung versuchen, eine gesetzliche Freistellung zu erwirken, dass in ihren Häusern keine Sterbehilfeassistenz

durchgeführt wird. Das dürfte kompliziert werden, weil die Krankenhausgesetze Ländersache sind. Doch die, auch von außen nie in Frage gestellte, klare Positionierung dürfte dazu beitragen, diesem Anliegen zum Erfolg zu verhelfen.

Schwieriger verhält es sich im organisierten Protestantismus: Angesichts des evangelischen Binnenpluralismus sind mindestens vier unterschiedliche Reaktionsweisen denkbar: erstens: sich der ka-

*Das Fenster
der Möglichkeiten
steht jetzt
noch offen.*

tholischen Position anzuschließen. Für die bioethische Ökumene, um die es nicht zum Besten bestellt ist, wäre dies Balsam. Zweitens: keine gemeinsame Linie. Jedes Haus agiert so, wie es für richtig erachtet wird. Drittens: Die evangelischen Einrichtungen

folgen einfach dem Weg, den der Bundestag vorgibt, und verzichten auf spezielle religionsverfassungsrechtlich zu begründende Sonderwege. Viertens: Evangelische Einrichtungen einigen sich auf einen Korridor, innerhalb dessen es entweder für einzelne Häuser oder Beschäftigte mit der korporativen oder individuellen Religionsfreiheit verbundene Spezialregelungen geben kann.

Klar ist: Das *window of opportunity*, zu agieren und nicht nur zu reagieren, ist jetzt (noch) offen, weil auch im Bundestag – nicht nur coronabedingt – die Diskussionsgruppen sachlich wie kommunikativ noch in der Sondierungsphase stecken. Aber man wird in diesen noch nicht abgeschlossenen Prozess nur dann noch konstruktiv und nicht nur kommentierend eingreifen können, wenn man alsbald eine eigene einigermaßen stabile und konsenterte Position einbringt, die nicht nur moralisch, sondern sittlich formuliert ist. Nach Hegels Verständnis meint das, moralische Perspektiven eingebettet in Lebensformen und institutionellen



Settings zu bedenken. Sucht man für die Orientierung in dieser Gemengelage nach theologisch-ethischen Vorgaben aus der jüngeren Vergangenheit, stößt man unweigerlich auf den EKD-Text „Sterben hat seine Zeit“ aus dem Jahre 2005, der in seiner Systematik die Position der EKD lange Zeit geprägt hat und vermutlich noch heute prägt. Harmonie suchend, hat dieses Papier Verantwortungstragenden, Individuen wie Institutionen im evangelischen Kontext, drei Kriterien mit auf den Weg gegeben, die es gälte, miteinander in Beziehung zu setzen: Selbstbestimmung, Lebensschutz und Fürsorge. Bei allen wichtigen, vor allem seelsorglichen Überlegungen leidet

Das Karlsruher Urteil hat dem Wunsch, in der Schweben zu bleiben, einen Riegel vorgeschoben.

das Papier an einem gravierenden Differenzierungsmangel. Es positioniert sich weder zur verfassungsrechtlichen Hierarchie der drei Kriterien noch dazu, ob evangelische Einrichtungen bei einer allgemein-grundrechtlichen Priorisierung, die ihnen nicht zusagt, auf religionsverfassungsrechtlich verbriefte Schutz- oder Ausstiegsklauseln setzen würden.

Das Verfassungsgerichtsurteil hat jedenfalls jedem Wunsch, in dieser Schweben verbleiben zu wollen, einen Riegel vorgeschoben. Klarerweise besitzt die Selbstbestimmung einen Vorrang vor den beiden anderen Kriterien. Dies entspricht nicht nur dem insbesondere durch Artikel 2 Absatz 1 in Verbindung mit Artikel 1 Absatz 1 Grundgesetz verdichteten Freiheitspathos des Grundgesetzes, sondern findet auch in der reformatorisch geprägten Religionskultur, namentlich in Luthers Freiheitsschrift, einen nachvollziehbaren Resonanzraum.

Aber gerade der Verweis auf die evangelische Freiheitstradition, die man in gewichtigen neueren Teilen als ein Verständnis responsiver, kommunikativer Freiheit stets begrenzter und verletzlicher Personen bezeichnen kann, verdeutlicht: Es ist ein folgenschwerer Kurzschluss, wenn man den Selbstbestimmungsbegriff allein den Befürworterinnen und Befürwortern von geschäftsmäßiger Suizidassistenz, ärztlich assistiertem Suizid oder gar aktiver Sterbehilfe überlässt.

Manche Theologin, mancher Bischof, manch Diakonievorstand ist in den letzten

Wochen zu unkritisch dem vor allem von der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben seit Jahren gepflegten Dualismus-Frame gefolgt, wonach in bestimmten Ausnahmekonstellationen Selbstbestimmung im Sterben nur dann verwirklicht werden könne, wenn man Suizidassistenz, insbesondere ärztliche, ermögliche; ohne diese Möglichkeit respektiere man die Selbstbestimmung nicht.

Komplementär wird dann evangelischerseits geradezu konfessionsapologetisch abgelehnt, eine katholische Lebensschutzpräferenz zu vertreten. Letztere Positionierung mag angesichts der deutlicheren Nähe zwischen Menschenwürde und Selbstbestimmung als zwischen Menschenwürde und Lebensschutz richtig sein, aber Lebensschutz hat einen intrinsischen Bezug zur Menschenwürde, insofern eine tödliche Handlung gegen das basale Gut Leben irreversibel das höhere Gut Selbstbestimmung verwirkt.

Aber wie man auch individuelle Konfliktlagen beurteilt und sich womöglich genötigt sieht, einen Suizid nicht aufhalten zu wollen, zu können, zu dürfen: Es sollte aus jedem beziehungs-, inklusions- und vulnerabilitätssensiblen Selbstbestimmungsverständnis nicht eine Kultur befördert werden, für die der Suizid als eine – zudem niedrigschwellig zugängliche – normale Option des Sterbens angesehen wird.

Selbstbestimmung untermauern

Jetzt ist das Gebot der Stunde, die klare Präferenz der Selbstbestimmung rechtlich zu untermauern. Außerhalb der christlichen Einrichtungen könnte man zu diesem Zweck – ohne dass dies den Vorgaben des Verfassungsgerichtes widerspricht – den moderaten Vorschlägen der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin folgen und differenziert nach subjektiv zu stellendem Leiden und umgekehrt nach zu befürchtendem Mangel an Einsicht in das eigene Tun unterschiedlich intensive prozedurale Sicherungen einbauen, die eine niedrigschwellige Suizidassistenz zwar nicht per se verhindern sollen, aber verzögern können. Auf diese Weise könnten Möglichkeiten einer psychologisch-psychiatrischen oder seelsorglichen Begleitung – der Heidelberger Gerontologe Andreas Kruse nennt dies „Störfragen“ – zum Tragen kommen und einen Suizidwilligen vielleicht noch zu einer anderen Entscheidung begleiten.

Wenn dagegen die EKD und die mit ihr verbundenen evangelischen und dia-konischen Einrichtungen einen gewissen Korridor an moralischer Pluralität respektieren und als Institutionen vor dem Hintergrund der eigenen Glaubenstradition doch ein bestimmtes Maß an Profil nicht vermissen lassen wollen, legt es sich nahe, über die gerade skizzierte Möglichkeit im rein säkularen Raum hinaus den Ansatz einer lebensschutz- und beziehungs-sensiblen Selbstbestimmung noch stärker zu machen.

Zwei Botschaften können dadurch vermittelt werden. Erstens: Auch bei uns ist selbstbestimmtes Sterben möglich – aber nicht auf dem Wege der Suizidassistenz. Das bedeutet keineswegs, dass als einzige Alternative die palliative Versorgung verbleibt. Vielmehr sind als Ermöglichung selbstbestimmten Sterbens zwischen Suizidassistenz und reiner Schmerz-linderung weitere Verfahren denkbar, nämlich die palliative Sedierung (also die längerfristige Betäubung) oder der begleitete freiwillige Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit oder gar eine Kombination aus beidem.

Sehr wohl besteht bei diesen Formen der Begleitung selbstbestimmten Sterbens ein signifikanter Unterschied zur Suizid-assistenz: Die palliative Sedierung gibt dem Lassen Raum, sie ermöglicht über den längeren Zeitraum Reversibilität und hält die involvierten Helfenden eher in der Position der Begleitung denn des aktiven Assistierens. Für Ethiken und Praxis-wie Lebensformen, die mit der Rückwirkung von Handlungen auf die je eigene individuelle und kollektive Identitätsbildung rechnen, ist deshalb die Unterscheidung von intentionaler Sterbepföderung und begleitender Gestaltung des Leben-Lassens von erheblicher Tragweite. Mit der zweiten Alternative, dem freiwilligen Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit, wird die grundlegende menschliche Passivität angesichts des Todes geachtet und die lange christliche Kultur des Sterbens als Lassen(-Müssen), auch der ars moriendi als Form des Lassen-Dürfens, aufgegriffen und zugleich das Neuzeit und Moderne so prägende Motiv der Selbstbestimmung gewürdigt.

In der Binnensicht der Religionskultur des Christentums formuliert, könnten diese Gestaltungsansätze einen dritten Weg eröffnen jenseits einerseits der stoischen Heroisierung des freiverantwortlichen Suizids und ihrer modernen Wiederauf-lage und andererseits der breiten, wenn

auch keineswegs exklusiven christlichen Tradition der Stigmatisierung von Suizidenten wie der Fokussierung auf den Lebensschutz und der Zurückweisung von Eingriffsmöglichkeiten im Sterbeprozess. Weder in Überhöhung von Lebensschutz noch von souveräner Freiverantwortlichkeit geht christlich verantwortete Selbstbestimmung im Sterben auf.

Christliches Liebesethos

Zweitens muss aber die Botschaft evangelischer Häuser auch in der folgenden Hinsicht unmissverständlich sein: Niemand muss in evangelischen Einrichtungen Angst haben, dass der Suizid zu einer Normaloption oder gar heroischen Besonderheit des Sterbens stilisiert wird. Pflegebedürftige Menschen müssen in evangelischen Einrichtungen unmissverständlich die Gewissheit haben, dass sie niemand mit der Frage, warum sie noch da seien, konfrontiert.

Diese Botschaften speisen sich nicht aus der primären Motivation, ein Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen Wohlfahrtsanbietern anbieten zu müssen. Vielmehr entspringt die Motivation für die Praxis einer lebensschutz-, beziehungs- und inklusionsfreundlichen Selbstbestimmung aus dem Liebesethos christlicher Lebensformen und der darin verwurzelten vorrangigen Option für Schwache und Benachteiligte.

Natürlich kennt die christliche Tradition aus diesem Ethos heraus eine Sensibilität für konflikthafte Einzelfälle. Aber sie sollte im Falle der Suizidassistentz der gängigen Verhältnisbestimmung von Regel und Ausnahme folgen: Die Ausnahme hebt – auch unter Beachtung der am Liebesethos

*Die Diakonie darf
das eigene
Religionsethos nicht
verleugnen.*

ausgerichteten Einsicht, dass Gebote für die Menschen und nicht die Menschen für Gebote da sind – die Regel nicht auf, sondern bestätigt sie – eingestanden: nur bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Regel nicht mehr einsichtig erscheint ...

Es liegt in der Natur von Organisationen, insbesondere von sogenannten religiösen Tendenzbetrieben, das eigene weltanschauliche Profil nicht nur vom



Immer wieder engagieren sich Menschen gegen die Zulassung gewerbsmäßiger und jeder organisierten Suizidbeihilfe (Demonstration Berlin, 2012).

individuellen Ethos der Mitarbeitenden zu erwarten, sondern auch in der Organisationsform selbst gespiegelt sehen zu wollen. Vor dem Hintergrund der gerade skizzierten Programmatik scheint es mir sinnvoll, Ausstiegs- und Schutzklauseln auch für evangelische Einrichtungen im möglichen Gesetzgebungsprozess zur Suizidassistentz zu bewerben. Nicht weil man nichts zur Ermöglichung selbstbestimmten Sterbens tun will, sondern weil die Versöhnung von Überlieferung und Moderne, wie skizziert, mildere Mittel in den Blick nehmen kann, um die Selbstbestimmung im Sterben zu garantieren. So braucht man die vom Gericht ja selbst thematisierten Kollateralschäden nicht sehenden Auges zuzulassen. Gleichzeitig entzieht man sich nicht dem auch von kirchlichen Häusern geforderten Sicherstellungsauftrag gesundheitlicher Versorgung. Man setzt das einseitige Urteil aber so um, dass das eigene – auch beim Betreiben von Einrichtungen im Sozialwesen staatlich zugesicherte – Religionsethos nicht verleugnet wird.

Schließlich könnten unter dem anfangs erwähnten Axiom evangelischer Ethik, dass selten in Fragen der Lebensführung Eindeutigkeit verlangt sei, diejenigen, die eine liberalere Position vertreten, bei gewissem Wohlwollen anerkennen, dass die

beschriebenen Verfahren selbstbestimmtes Sterben ermöglichen. Wer eine andere Agenda verfolgt, wird selbstverständlich den Effekt der erwähnten milderen Mittel zur Ermöglichung selbstbestimmten Sterbens bestreiten.

All das zeigt: Die möglichen Alternativen, sich entweder künstlich von der katholischen Kirche abzugrenzen oder die in so vielfacher Hinsicht problematischen Vorgaben Karlsruhes wie ein Musterschüler besonders fleißig und eifertig mit Best-Practice-Prozeduren umsetzen zu wollen, riskieren mehr als sie gewinnen. Auf dem Spiel steht nicht nur, dass man fahrlässig christliche Propria von Solidaritäts- und Nächstenliebepraxen verspielt, sondern auch, dass die Gesellschaft in Fragen des Sterbens einen wichtigen Kontrapunkt gegen die sich verbreitende Machbarkeitsvision, Sterben als Projekt zu begreifen, verlöre.

Evangelische Lebensformen in Freiheit und Selbstbestimmung können dagegen individuell wie organisationell die Hoffnung bewerben, am Ende *lassen* zu dürfen und nicht *machen* zu müssen. ▽

Eine erweiterte Fassung dieses Textes finden Sie auf unserer Website unter www.zeitzeichen.net/node/8645.

Letzte Ruhestätte gesucht

Warum sich Kirchenmitglieder bei der Suche nach einem Atommülllager engagieren

NICK REIMER

Auch wenn Deutschland nach und nach aus der Atomenergie aussteigt, bleibt die Suche nach einem sicheren Platz für den radioaktiven Müll eine noch ungelöste Aufgabe. Daran beteiligen sich auch engagierte Kirchenmitglieder. Der Journalist Nick Reimer hat mit einigen von ihnen gesprochen und beschreibt die Hintergründe.

Es geht um eine Million Jahre. So lange strahlt Atommüll, beispielsweise der Rückstand von abgebrannten Brennelementen aus den Atomkraftwerken. Irgendwo muss dieser lebensbedrohliche Zivilisationsabfall hin und sicher verwahrt werden, bis er sich selbst soweit zerteilt hat, dass er ungefährlich ist: in einer Million Jahre. Zum Vergleich: Die ältesten Funde menschlichen Lebens, Spuren des Homo Sapiens, sind 300 000 Jahre alt. Nirgendwo auf der Welt gibt es eine Idee, wie Atommüll sicher für die Zeit von einer Million Jahre eingelagert werden kann. Wird es tektonische Verschiebungen geben? Wird der Meeresspiegel im Jahr 2571 nach Christus tatsächlich um

zwanzig Meter gestiegen sein, wie manch Klimawissenschaftler warnt? Wird die Kontinentaldrift in zehntausend Jahren Europa weiter Richtung Moskau verschoben haben, dann im Jahr 12020? Im Grunde gibt es noch nicht einmal eine menschliche Vorstellung davon, was eine Million Jahre bedeuten.

Klar ist immerhin, dass der Atommüll national gelagert werden soll: Die Gesellschaft, die ihn produziert hat, soll sich auch im Folgenden darum kümmern. In Deutschland produzieren derzeit noch sechs Atomkraftwerke immer neuen Strahlenschrott. Spätestens am 31. Dezember 2022 wird damit Schluss sein: Die Bundesrepublik steigt aus der Atomkraft aus, weshalb die Menge des deutschen Atommülls von der Wissenschaft konkret berechnet werden kann. Bis heute wurden in Deutschland über einhundert Atomanlagen in Betrieb genommen. Ihr Atommüll lagert in sogenannten Castoren, Spezialbehälter für hochradioaktive Materialien. Abgestellt sind sie in oberirdischen Zwischenlagern an den Standorten der Atomkraftwerke, doch diese werden nach dem Atomausstieg nun

Schritt für Schritt abgerissen. Deshalb wird jetzt in Deutschland ein Endlager gesucht. Es geht um den Inhalt von voraussichtlich 1 900 solcher Castoren: Wie der aufbewahrt werden kann, ist noch unklar. „Kaum eine andere Debatte in Deutschland hat einen so tiefen Dissens in die Gesellschaft gebracht wie die Atomkraft“, urteilt Ralf Meister, der Landesbischof der hannoverschen Landeskirche. Ralf Meister war Mitglied der Endlagerkommission, einem Bund-Länder-Gremium, das von 2014 bis 2016 einen Vor-

Kaum eine andere Debatte hat einen so tiefen Dissens in die Gesellschaft gebracht.

schlag erarbeitete, wie der Endlager-Standort gefunden wird. In einem ersten Schritt sollte untersucht werden, welche Gesteinsformationen sich in Deutschland überhaupt eignen, um die gefährlichen Radionuklide sicher einzuschließen. Schritt zwei sieht die Öffentlichkeitsbeteiligung vor, bevor mit konkreten Erkundungsbergwerken in



Foto: dpa

bestimmten Regionen die Tiefenformationen auf ihre Eignung hin untersucht werden sollen.

Ein Bischof befasst sich mit radioaktiven Halbwertszeiten? Mit gesteinspezifischen Auswahlkriterien? Für Dagmar Dehmer, Sprecherin der 2016 extra gegründeten „Bundesgesellschaft für Endlagerung“ (BGE), ist das völlig logisch: „Die Kirche ist zuständig für die Ewigkeit, und eine Million Jahre – das ist die Ewigkeit“. Deshalb sei Ralf Meister auch nicht der einzige Christ, der sich mit der Zukunft des Atommülls befasst, „Monika Müller von der Evangelischen Akademie Loccum arbeitet zum Beispiel im ‚Nationalen Begleitgremium‘ bei der Endlagersuche mit.“ Dieses Gremium soll Vertrauen in der Gesellschaft für die Standortsuche schaffen. Auch Markus Dröge vom Rat der EKD ist dort eingebunden, ehemals Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO). „Als Bischof habe ich mich dafür eingesetzt, dass sich Kirche in den gesellschaftlichen Diskurs einbringt“, begründet er sein Engagement. Markus Dröge spricht von „gesellschaftlicher Diakonie“: Die Debatte um die Atomkraft sei äußerst emotional, äußerst heikel und äußerst konfliktträchtig gewesen: „Wichtig ist, dass das neue Suchverfahren nicht noch einmal eine solche Verwerfung der Gesellschaft zur Folge hat.“ Deshalb sei wichtig, dass das Suchverfahren transparent, partizipativ, wissenschaftsbasiert und selbstlernend sei: „Obwohl letztlich der Bundestag entscheidet, darf die Auswahl eines Standortes diesmal keine politische Entscheidung sein!“

Kirchlicher Protest

Dagmar Dehmer erinnert zudem noch an den langen kirchlichen Protest gegen die Atomkraft. An Eckhard Kruse zum Beispiel, Pfarrer in der niedersächsischen Gemeinde Gartow, der gegen das geplante Endlager in Gorleben mobilisierte. An die „Christlichen Demokraten gegen Atomkraft“. Oder an den Beschluss der EKD-Synode vom November 1987: Atomkraft ist „mit dem biblischen Auftrag, die Erde zu bebauen und zu bewahren, nicht vereinbar“. „Natürlich geht es bei der Suche eines Endlagers um viele technische Fragen“, sagt Monika Müller von der Evangelischen Akademie Loccum. „Es geht aber auch um

Atommüll-Endlagersuche

Gebiete mit geologischen Voraussetzungen

Nach geowissenschaftlichen Abwägungskriterien wurden diese zum Teil überlappenden Gebiete mit geeignetem Wirtsgestein identifiziert:

- *tertiäres Tongestein*
- *prätertiäres Tongestein*
- *Steinsalz in steiler Formation*
- *Steinsalz in flacher Formation*
- *Kristallingestein*



den sozialen Frieden.“ Dass die Frage nach einem Endlager so lange liegen geblieben ist, habe eine „gesellschaftsgefährdende Situation erzeugt, eine Überforderung der Gesellschaft“, erläutert Müller. Jeder Frittenbudenbetreiber muss zuerst nachweisen, wie er das alte Fett aus der Fritteuse zu entsorgen gedenkt, bevor er eine Betriebs-erlaubnis bekommt. „Die Atomkonzerne wurden schamlos aus der Verantwortung

befreit, weshalb jetzt die Gesellschaft einspringen muss“, sagt Müller. Und: „Wir Christen sind Teil der Gesellschaft.“

Das Ergebnis zum Schritt eins zur Endlagersuche liegt seit Ende September vor, die „Bundesgesellschaft für Endlagerung“ veröffentlichte jenen Bericht, der Deutschlands Untergrund beschreibt. Mit zwei überraschenden Ergebnissen. Gorleben, der Salzstock, der von der Atomindustrie

Noch lagert der hochradioaktive Atommüll in diesen Castoren im Lager Gorleben. Doch das ist nur eine Zwischenlösung.

seit Jahrzehnten als Endlager favorisiert wurde – 1,6 Milliarden Euro wurden bereits in die Erkundung des Untergrunds investiert – ist ungeeignet. Andererseits eignen sich 54 Prozent des Untergrunds in Deutschland für ein Endlager: Tongestein in Norddeutschland (mindestens 2,6 Millionen Jahre alt), Steinsalz in Mitteldeutschland (durch Verdunstung von Meerwasser über Jahrmillionen entstanden), oder Kristallingestein in Südostdeutschland (bis zu 450 Millionen Jahre alt). Damit steht fest: Glücklich kann sich schätzen, wer im Saarland, Vorpommern, in der Eifel oder im Alpenvorland wohnt, denn dort ist der

„Wenn es zum Schluss meinen Garten träfe, wäre ich schmerzlich einverstanden.“

Untergrund ungeeignet für ein Atomwülfager. Genauso wie in der Uckermark, im Thüringer Wald, in weiten Teilen Hessens, Rheinland-Pfalz' und Nordrhein-Westfalens, auch diese Gebiete sind nicht mehr Teil des Suchverfahrens. Wer in anderen Teilen Deutschlands wohnt, sollte sich dringend die von der „Bundesgesellschaft für Endlagerung“ veröffentlichte Karte ansehen. Möglich, dass er künftig über dem Atomwülfager Deutschlands wohnt.

Monika Müller ist nicht sehr glücklich mit den möglichen 54 Prozent. „Dreißig Prozent wären besser gewesen“, sagt die Wissenschaftlerin von der Evangelischen Akademie Loccum. „54 Prozent klingt sehr nach ‚mich wird es schon nicht treffen‘“. Bei dreißig Prozent wäre die Gefahr schon sehr viel greifbarer. Müller: „Es geht jetzt darum, dass sich die Betroffenen einbringen!“

Es ist Sonntag, der 18. Oktober, kurz vor zehn Uhr. Im Kasseler Stadtpalais steht Frank Claus an einem Stehtisch, der Moderator wirkt an diesem zweiten Tag der „Aufaktveranstaltung Teilgebiete“ gelöst, obwohl die Bedingungen alles andere als ideal sind. Coronabedingt sind die Emporen leer, im Parkett sorgen einige Dutzend Kameralleute, Techniker, Mediatoren mit Mundschutz und Sicherheitsabstand für die Übertragung der „Aufaktveranstaltung“ ins Netz. Obwohl jetzt praktisch die Hälfte der deutschen Bevölkerung von einem Endlager bedroht ist, verfolgen nur ungefähr fünfhundert Menschen die „Aufaktveranstaltung“. Frank Claus läutet den nächsten Schritt zur Suche des Endlagers ein. „Wie

der abläuft? Das müssen die Menschen selbst entscheiden.“ Um das zu erklären, schaltet der Moderator per Video zu Ralf Meister, „Sonntagmorgen und im Urlaub“, wie Claus betont. Auf dem Bildschirm ploppt der hannoversche Landesbischof auf, der bestätigt, dass es „tatsächlich kurz vor Gottesdienst“ ist: Ralf Meister sitzt mit Kopfhörern und Mikrofon vor einem Bücherregal, im linken Teil gibt es einen kleinen Altar mit Kreuz und Bibel, er soll erklären, warum der nächste Schritt unter den Stichworten „Selbstorganisation“ und „Fachkonferenz“ läuft. Der Bischof spricht „von einem tiefen Vertrauensverlust“, den die Politik bei der Suche nach einem Endlager zu verantworten hat – unter anderem durch den Versuch, „Gorleben als Endlager durchzusetzen“. Die Frage also sei, wie sich Vertrauen neu aufbauen kann: Meister nutzt Begriffe wie „Partizipation“, „Mitsprache“, „Mitorganisation“ oder „Mitgestaltung“. Die Bürger selbst sollen jetzt drei „Fachkonferenzen Teilgebiete“ organisieren, auf denen Kriterien für die Endlagersuche entwickelt werden.

Markus Dröge bewertet später die Auftaktveranstaltung als „ambivalent“. „Ein Teil war wirklich brilliant“, nämlich die fachliche Darstellung des Zwischenberichts. „Im anderen Teil hat sich gezeigt, wie schwierig direkte Demokratie online funktioniert.“ Alternativen seien im Plenum zu wenig abgewogen und diskutiert worden, der Arbeitsauftrag an die gewählte Vorbereitungsgruppe nicht klar formuliert. Dröge: „Insofern zeigt sich schon jetzt, wie schwer der Weg zu einem Endlager ist.“

Vernünftiges Vorgehen

Aber ist das alles nicht etwas widersprüchlich? Zuerst setzt die Politik ihrem Wahlvolk die Atomkraftwerke in die Landschaft, und dann soll das Volk, nach jahrzehntelangem Kampf gegen die AKW, entscheiden, wo der Müll eine Million Jahre lang gelagert wird? „In Gorleben jedenfalls wusste es das Volk besser als die Politik“, sagt Monika Müller. Aus ihrer Sicht ist dieses Beteiligungsverfahren das vernünftigste Vorgehen. „Wir haben das Problem, und wir müssen es lösen. Wenn es zum Schluss meinen Garten träfe, wäre ich schmerzlich einverstanden“, sagt die Wissenschaftlerin der Evangelischen Akademie. Mit einer kleinen Einschränkung: „Ich kann nur dann einverstanden sein, wenn ich den Suchprozess als

wissenschaftlich und fair erlebt habe.“ Und um dieses Gefühl bekommen zu können, muss man sich am Prozess beteiligen.

Werfen wir also noch einmal einen Blick in die Karte. 54 Prozent der deutschen Landesfläche sind geeignet, in Berlin beispielsweise der Untergrund unter den Stadtteilen Neukölln, Schöneberg, Steglitz oder Köpenick. Wohl niemand käme auf die Idee, dort ein Erkundungsbergwerk aufzuschließen, um Atomwülf eine Million Jahre lagern zu wollen. Andererseits ist es keine sechzig Jahre her, dass Willy Brandt den ersten westdeutschen Atomreaktor nach Berlin holen wollte. Zum Glück setzte sich damals Franz-Josef Strauß durch; der Reaktor Gundremmingen A havarierte nämlich am 13. Januar 1977, radioaktiver Dampf trat aus, der größte Atomunfall in der deutschen Geschichte. Bis heute sind die Umstände nicht restlos aufgeklärt, und trotzdem arbeitet in unmittelbarer Nähe immer noch ein Atomkraftwerk, Block C soll noch bis 31. Dezember 2021 Atomwülf produzieren.

Im Februar soll nun die erste „Fachkonferenz Teilgebiete“ stattfinden, zwei weitere bis Herbst 2021 folgen. Danach sollen Kriterien feststehen, die die Suche auf etwa drei Prozent der Fläche Deutschlands begrenzen. Dort sollen dann Erkundungsbergwerke aufgeschlossen werden, um die Eignung der Deckengebirge zu untersuchen. Entscheiden werden letztlich aber nicht die Bürger selbst, sondern der Bundestag. 2031 soll dort die Standortauswahl getroffen werden, ab 2050 könnte dann mit der unterirdischen Lagerung des Strahlenschrotts begonnen werden, im gesellschaftlichen Konsens.

„Um keinen falschen Eindruck zu erwecken: Die evangelische Kirche ist in dem Gesamtprozess noch nicht sehr präsent“, sagt Monika Müller. In der Hannoverschen Landeskirche, zu der auch die Akademie Loccum gehört, sei das Thema sicherlich geläufiger, weil der Gorleben-Konflikt hier auch jahrzehntelang ins Gemeindeleben hinein spielte. „Wir müssen den Menschen deutlicher vermitteln, wum es geht“, sagt Müller. Die katholische Kirche zum Beispiel hat nicht einmal einen Vertreter in die Gremien zum Suchprozess entsandt. Und dann sagt Monika Müller einen Satz, der die ganze Tragweite des Vorhabens verdeutlicht: „Einen gesellschaftlichen Konsens kann es aber nur geben, wenn sich die Mehrheit der Deutschen an der Suche beteiligt.“ ◀

Die tödliche Wirkung antijüdischer Bildsymbole

Tief sitzender Judenhass hat sich in der christlichen Kunst vielfach niedergeschlagen

BARBARA SCHNEIDER

Das Motiv, Juden hätten Jesus verraten und ermordet, ist von Anfang an in der Kirche verankert.

Diese Vorstellung findet sich später auch bei Martin Luther, der den Juden die Schuld am Tod Jesu zuschrieb und glaubte, sie seien vom wahren Glauben abgefallen. Wie sich diese Narrative in der christlichen Kunst nicht nur in Kirchen spiegeln, schildert die Journalistin Barbara Schneider.

Hinter einer Absperrkordel geht es ein paar Stufen hinauf. Hier, im Westchor der Nürnberger St. Sebaldkirche, hängt ein Epitaph aus dem 15. Jahrhundert. In der Bildmitte steht Jesus, umringt und bedrängt von einer wütenden Menge. Ein Mann drückt ihm mit Gewalt eine Dornenkrone auf den Kopf, ein anderer holt mit der Hand zum Schlag aus. Unterdessen stecken am Bildrand ein paar Männer konspirativ die Köpfe zusammen. Der eine trägt ein Stirnband mit hebräischen Schriftzeichen, der andere hält eine jüdische Schriftrolle in der Hand.

Eine antisemitische Skulptur an der Trierer Liebfrauenkirche: Der blinden Synagoga fallen die Krone und die Gesetzestafeln herunter, ihr Herrschaftsstab ist gebrochen.

Foto: alk-images



Die Botschaft des Bildes ist eindeutig: Die Juden haben sich gegen Jesus verschworen, sie agieren im Hintergrund, machen sich aber die Finger nicht schmutzig. Das Gemälde greife einen gängigen Verschwörungsmythos auf, bei dem Juden als finstere Gestalten und Strippenzieher im Hintergrund für den Tod Jesu verantwortlich gemacht werden, sagt der evangelische Theologe Axel Töllner. Die Bildaussage: „Bei allem, was den Leidensweg Jesu angeht, haben die Juden die Finger im Spiel.“ Axel Töllner war mehrere Jahre Gästepfarrer an der Nürnberger St. Sebaldkirche. Seit 2014 ist er Beauftragter der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern für den christlich-jüdischen Dia-

Juden werden als Strippenzieher für den Tod Jesu verantwortlich gemacht.

log. Beim Rundgang durch die Kirche hat er einen Flyer dabei, den die evangelische Kirchengemeinde St. Sebald schon vor etlichen Jahren entworfen hat und der sich mit der judenfeindlichen Kunst in der Kirche auseinandersetzt. Das Flugblatt liegt in der Kirche aus.

Denn die Darstellung ist bei weitem nicht das einzige Kunstwerk in der Kirche, das eine judenfeindliche Handschrift trägt. Im Hauptschiff der Kirche hängt an einer Säule seitlich des Altarraums eine Passionsdarstellung aus dem 15. Jahrhundert: Eine Menschenmenge folgt Jesus auf dem Weg von Jerusalem nach Golgatha, wo er ans Kreuz geschlagen wird. An wichtigen Wegpunkten sind immer wieder Personen zu sehen, die beispielsweise durch einen jüdischen Gebetsmantel oder hebräische Schriftzeichen als Juden erkennbar gemacht wurden. „Diese ganze Bildergeschichte erzählt, dass an allen Stationen der Passion Jesu die Juden schuld gewesen sind“, sagt Axel Töllner. „Sie verspotteten Jesus, sie quälten ihn, wenn er unter dem Kreuz zusammenbricht, sie hetzen die Meute auf.“

Die Juden als Christumörder ist ein Narrativ, das sich nicht nur in St. Sebald findet. „Es ist ein Topos, der sich durch die Kirchengeschichte zieht“, sagt der Antisemitismus-Beauftragte der EKD, Christian Staffa. Der 1. Thessalonicherbrief spricht im Rahmen einer innerjüdischen Auseinandersetzung davon, dass

die Juden Jesus getötet haben. „Das Verat- und das Mordmotiv sind von Anfang an in der Alten Kirche verankert“, sagt Staffa. Die Vorstellung finde sich später dann auch bei Martin Luther, der den Juden die Schuld am Tod Jesu zuschreibt. Die Juden sind in Luthers Augen abgefallen vom wahren Glauben.

Verworfenes Volk?

Schaut man sich in der christlichen Kunst um, lässt sich ein weiteres theologisches Konzept entdecken, das das Verhältnis von Juden und Christen beschreibt. Christian Staffa verweist auf die sogenannte Substitutionslehre, also die Vorstellung, dass Gott das Volk Israel verworfen hat und die Kirche als neues Volk Gottes Israel ersetzt. Es ist ein Denken, von dem sich beide großen Kirchen inzwischen distanziert haben. In den Darstellungen von Ecclesia und Synagoga, wie sie sich heute noch vielerorts finden, kommt diese Vorstellung nach wie vor zum Ausdruck.

Seit dem 9. Jahrhundert, so hat es der katholische Theologe Herbert Jochum recherchiert, finden sich auf in Elfenbein geschnitzten Buchdeckeln, in Handschriften oder auf Glasfenstern Darstellungen der allegorischen Frauenfiguren Synagoga und Ecclesia. Im Mittelalter, als in Straßburg oder Bamberg das große Münster beziehungsweise der Dom errichtet werden, erhält das Paar in den Bauwerken einen prominenten Platz.

Am Fürstenportal des Bamberger Doms sind die Frauengestalten Ecclesia und Synagoga eingebunden in das Szenario des Jüngsten Gerichts. Die Kirche triumphiert als Königin, ihr gegenüber steht die Synagoge als Sinnbild für das verblendete Judentum: Sie trägt eine Augenbinde, hat einen zerbrochenen Stab in der Hand, die Gesetzestafeln fallen ihr aus der Hand.

Das Motiv findet sich auch andernorts mit teils drastischer Bildsprache. Auf einem Passionsfenster in der Kathedrale von Chartres schießt der Teufel einen Pfeil ins Auge der Synagoga. Auf einem Passionsbild in der Wiesenkirche in Soest stößt ein Engel die Synagoga mit einer Lanze vom Kreuz weg. Und in einer elsässischen Historienbibel aus dem 15. Jahrhundert sitzt der Teufel auf der Schulter der Synagoga und reißt ihr die Krone vom Kopf.

Der Vorsitzende der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft des Saarlands, Herbert Jochum, der schon vor Jahren eine Ausstellung zu Ecclesia-Synagoga-Darstellungen in der christlichen Kunst erarbeitet hat, spricht von einer „Geschichte einer Ausgrenzung“ und verweist auf die „letztlich tödliche Wirkung antijüdischer Sprach- und Bildsymbole“.

Wie zerstörerisch dieses Denken wirken konnte, zeigt sich in Regensburg. Hier wurde die Allegorie von Ecclesia und Synagoga bittere Realität. Als die Regensburger Bürger 1519 die Juden aus der Stadt vertrieben, zerstörten sie nicht nur ihre Häuser und schändeten den jüdischen Friedhof, sie rissen auch die Synagoge im jüdischen Viertel ab. Am Ort der Synagoge errichteten sie eine hölzerne Wallfahrtskapelle für Maria. „Es soll sozusagen bewusst das Gotteshaus der einen Religion durch ein Gotteshaus der anderen Religion, der wahren Religion überbaut werden“, sagt der Historiker und Stadtführer Matthias Freitag.

Die hölzerne Wallfahrtskirche existiert heute nicht mehr; in unmittelbarer Nachbarschaft zu dem ehemaligen Holzbau entstand eine größere, aus Stein gebaute Wallfahrtskirche, die heutige Neupfarrkirche. 2005 hat der israelische Künstler Dani Karavan auf dem Fundament der ersten jüdischen Synagoge ein begehbares Bodenrelief mit weißen Betonzyklindern und Sitzflächen entworfen. Es ist ein Begegnungsort für die Regensburger und ein Denkmal, das an die Zerstörung der ersten jüdischen Synagoge vor mehr als fünfhundert Jahren erinnert.

Grabsteine als Trophäen?

Spuren dieses Pogroms sind heute noch an vielen Orten in der Stadt zu finden. Regensburger Bürger haben damals die Grabsteine des jüdischen Friedhofs an mehreren Orten in der Stadt verbaut. An den Türmen der Neupfarrkirche unweit der ehemaligen Synagoge lassen sich heute noch hebräische Inschriften erkennen. Auch am Alten Rathaus wurde ein jüdischer Grabstein eingebaut. Über die Hintergründe, warum die Grabsteine hier eingemauert wurden, lasse sich nur spekulieren, sagt der Historiker Matthias Freitag. Wurden die Grabsteine als billiges Baumaterial recycelt oder stellte man sie als Trophäe zur Schau?

Nicht immer ist die Absicht aus Sicht des Historikers Matthias Freitag so offensichtlich wie im folgenden Fall: In der Tordurchfahrt eines Hauses in der Regensburger Altstadt, das nach den Worten von Matthias Freitag einem Angehörigen der Führungsschicht der Stadt gehört haben muss, hängt gut sichtbar ein jüdischer Grabstein. „Man hat die Leute nicht nur vertrieben, ihre Häuser zerstört, ihren Friedhof zerstört, sondern war darauf entsprechend stolz und hat sich eine Trophäe, die eben an diese Vertreibung und Zerstörung erinnern sollte, mit nach Hause genommen und da, wo Besucher das Haus betreten, werbewirksam positioniert“, sagt Matthias Freitag.

Und das ist längst nicht alles. Nur ein paar Häuser weiter, im ehemaligen Kerker der Stadt, findet sich ein jüdischer Grabstein mit einem Loch in der Mitte, der als Abort missbraucht wurde. Die Gefangenen mussten auf der Grabsteininschrift ihre Notdurft verrichten. „Die Verwendung des jüdischen Grabsteins als Abort ist eine bewusste Schändung“,

Im ehemaligen Kerker der Stadt wurde ein jüdischer Grabstein als Abort missbraucht.

sagt Matthias Freitag. Der Grabstein im einstigen Kerker legt Zeugnis davon ab, wie tief der Judenhass im Mittelalter ging.

Spuren des Judenhasses und der Judenfeindschaft finden sich in Regensburg aber auch in Kirchen. Im 18. Jahrhundert etwa malte ein Künstler in der Stiftspfarrkirche St. Kassian ein jüdenfeindliches Deckenfresko, das Juden des Ritualmords an Kindern bezichtigt. Und am Dom in Regensburg findet sich, gegenüber des ehemaligen Eingangs zum jüdischen Viertel, bis heute eine antisemitische „Judensau“-Plastik, die dort lange vor dem Pogrom 1519 angebracht wurde. Immer dann, wenn ein jüdischer Regensburger sein Viertel verlassen habe, sei ihm durch die Schmäplastik gespiegelt worden, was man auf der anderen Seite von ihm halte, sagt Matthias Freitag. „Das ist schon eine ganz heftige Diskriminierung und ein Verächtlich-Machen im öffentlichen Raum.“

Diese Form der Diskriminierung ist dabei kein Einzelfall. Etwa dreißig

antisemitische „Judensau“-Darstellungen gibt es in Deutschland – in Calbe (siehe Text auf den folgenden Seiten), Goslar, Heilsbronn oder Brandenburg an der Havel. Prominentestes Beispiel ist die Schmäplastik in Wittenberg. Ein Mitglied einer jüdischen Gemeinde hatte sich durch die Darstellung diffamiert gefühlt und geklagt (vgl. zz 1/2020 und zz 3/2020). Er will, dass die Plastik entfernt wird. Inzwischen – wohl auch durch die Auseinandersetzung in Wittenberg – wird der Umgang mit den Schmäplastiken breit diskutiert.

Ein Runder Tisch

In Regensburg, wo der Freistaat Bayern Eigentümer des Doms ist, kam Anfang März dieses Jahres auf Einladung des bayerischen Antisemitismusbeauftragten Ludwig Spaenle ein Runder Tisch zusammen. Gemeinsam verständigten sich Vertreter von Kirche, jüdischer Gemeinde und Freistaat darauf, am Dom ein neues Hinweisschild anzubringen. Eine Historikerin soll einen Textvorschlag erarbeiten, der eine umstrittene, von vielen als euphemisierend und unzureichend empfundene Hinweistafel ersetzt, die seit 15 Jahren unterhalb der Skulptur hängt. Davon, die Skulptur ganz abzunehmen, hält Spaenle nichts. „Das gehört zu diesem baulichen Erbe, und es muss eben eingeordnet und erläutert werden“, sagt er. Als Warnung, dass sich die Geschichte nicht wiederholt. Spaenle plant zudem einen bayernweiten Runden Tisch zu den antisemitischen Schmäplastiken im Freistaat. Coronabedingt konnte dieses Treffen bislang jedoch nicht stattfinden.

In Nürnberg, wo außen am Ostchor der St. Sebaldkirche, in etwa sieben Metern Höhe, eine sogenannte Judensau-Plastik hängt, hat sich der Kirchenvorstand vor 15 Jahren deutlich von dem

Gedankengut distanziert und eine Erklärung veröffentlicht, die auch eine Bitte um Vergebung enthält. „Das ‚Judensau‘-Schmäbild aus dem Spätmittelalter drückt den Judenhass aus, der die Schoa vorbereitet hat“, heißt es darin. Und weiter: „Im selben Ungeist sind jüdische Bürger Nürnbergs bis ins 20. Jahrhundert verachtet und verteufelt, vertrieben und vernichtet worden.“ Das antisemitische Relief ist nach wie vor ein Dorn im Fleisch. Axel Töllner spricht sich dagegen aus, die Skulptur zu entfernen. „Ich denke, dass es für uns ein Mahnmal ist für die Abgründe, die der christliche Glaube annehmen konnte, und für die Schattenseiten unserer eigenen Geschichte“, sagt Axel Töllner. Sich dieser Geschichte zu stellen, ist eine dauerhafte Aufgabe und Herausforderung. ◀

»... etwas völlig **NEUES** und sehr **ERFREULICHES**.«
Moritz Eggert

144 Seiten | Hardcover | Halbleinen | ISBN 978-3-8466-6770-0

Musik und Gesellschaft
Marktplätze · Kampfzonen · Elysium

Band 1 Von den Kreuzzügen bis zur Romantik
Band 2 Vom Vormärz bis zur Gegenwart

Herausgegeben von Frieder Reininghaus, Judith Kemp und Alexandra Ziane

421 chronologisch angeordnete Essays zu Musik, Musiktheater und Musikleben, geschrieben von namhaften Autorinnen und Autoren, Wissenschaftlern und Journalisten aus einem Dutzend Länder: Ein reich bebildertes Kompendium fundierter und inspirierter Texte zum facettenreichen Zusammenspiel von Musik und Gesellschaft von den Anfängen bis heute.

K&N
www.koenigshausen-neumann.de

Streit um NP 2

Calbe diskutiert über den Umgang mit einer antijüdischen Schmäplastik

STEPHAN KOSCH

Die „Judensau“ an der St. Stephani-Kirche in Calbe ist frisch renoviert und steht wieder an ihrem Platz. Die Gemeindeleitung war dagegen und hat die Plastik nun verhüllt. Doch damit ist der Streit, der auch die Gemeinde spaltet, noch lange nicht vorbei.

NP2 sorgt für Streit. Die Chimäre, die aussieht wie ein Wasserspeier, aber keiner ist, hängt als zweite an der Nordfassade der im Mittelalter entstandenen St.-Stephani-Kirche in Calbe. Eine genauere Beschreibung soll hier unterbleiben, es handelt sich schließlich um eine Schmäplastik, eine sogenannte Judensau, wie sie in vielen kirchlichen Bauwerken angebracht ist, um die angebliche Überlegenheit der eigenen Religion gegenüber dem Judentum zu verdeutlichen. Zudem ist die Figur zwar frisch restauriert, aber derzeit mit einem Netz und einem Seil verhüllt. Doch das ändert nichts daran, dass in der knapp 8 500 Einwohner zählenden Stadt im Salzlandkreis in Sachsen-Anhalt heftig über die Plastik und den Umgang mit ihr gestritten wird.



So ist der aktuelle Stand der Dinge: Die Plastik soll verhüllt bleiben, bis eine Lösung gefunden ist.

Foto: Liane Hilfert



Die Schmäplastik wurde nach der Renovierung wieder an ihren alten Platz gestellt. Auch über die Frage, ob sie aus dem Mittelalter oder dem 19. Jahrhundert stammt, wird gestritten.

So auch an diesem Abend auf einer öffentlichen Informationsveranstaltung, zu der rund dreißig Besucher gekommen sind, die sich in den Kirchenbänken verteilen. Die meisten von ihnen kritisieren den Umgang mit der Figur, die Gemeindepfarrer Jürgen Kohtz und die Mehrheit des Gemeindegemeinderats nach der Renovierung – und dem Anschlag auf die jüdische Gemeinde in Halle vor gut einem Jahr – am liebsten gar nicht mehr auf die Kirche gestellt hätten. Der Denkmalschutz hat jedoch darauf bestanden, dass nach der Renovierung wieder alles an seinen Platz kommt, billigt aber die Verhüllung, bis Klarheit über das weitere Vorgehen herrscht.

Doch noch sind die Fronten sehr verhärtet, weshalb die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt die Moderation des Prozesses übernommen hat, der bis zu zwei Jahre dauern könnte. Drei Schulen sind mit einbezogen, die sich in Projekten dem jüdischen Leben in der Region widmen wollen. An diesem Abend soll aber

erst einmal zugehört werden, betont Akademie-Direktor Christoph Maier. Nach einführenden Statements der Antisemitismusbeauftragten des Landes Sachsen-Anhalts und der EKD, Wolfgang Schweiß und Christian Staffa, geht es los. Der Pfarrer, dem an diesem Abend vorgeworfen wird, dass er viel mit den Medien rede und zu wenig mit den Gemeindegliedern, bleibt heute Abend still. Er

Einer fühlte sich beschämt, weil Antisemitismusbeauftragte zugegen sind.

hält das Mikrofon denjenigen hin, die sprechen wollen. Alle Statements werden aufgeschrieben. Es hagelt mächtig Kritik: Einer fühlte sich beschämt, weil Antisemitismusbeauftragte zugegen seien. „Ich bin doch kein Antisemit!“ Er sei dafür, dass das Schmärelief oben bleibe und erklärt wird.

Applaus aus dem Publikum. Unterstützung kommt aus dem Heimatverein. „Der Figurenkranz ist eine Menagerie von Gemeinheiten, wenn wir jetzt die Judensau herunternehmen, dann würden auch bald andere kommen, die sagen, wir müssen das abnehmen.“ Das Gesamtensemble solle bleiben und dann unten auf einer Tafel erklärt werden. Die Vorsitzende des Kirchbauvereins, der Geld für die Renovierungsarbeiten der Kirche sammelt und mit dem Gemeindegemeinderat zerstritten ist, spricht sich ebenfalls für einen Verbleib der Figur an der Kirche an der angestammten Stelle aus. Die Figur sei ein Teil der Geschichte der Kirche und der Stadt und könne nicht einfach abgenommen werden. Vom Stachel im Fleisch der eigenen Geschichte ist die Rede, den man nicht herausziehen kann. Und es fällt auch der Begriff, der so häufig in der Diskussion auftaucht: „Wir begeben uns in eine moderne Bilderstürmerei!“

Moderne Bilderstürmerei?

Auch der Artikel in der Lokalzeitung zwei Tage später greift das Argument auf. „Bilderstürmerei‘ hilft nicht weiter“, lautet die Überschrift. Pfarrer Jürgen Kohtz will das nicht unkommentiert lassen und reagiert mit einem Leserbrief. „Kirchen, auch die Stadtkirche St. Stephani in Calbe, dokumentieren eine häufige bauliche Veränderung über die Jahrhunderte hinweg“, heißt es darin. Der Grund dafür sei mitnichten „Bilderstürmerei“, sondern meist das Selbstverständnis der jeweiligen Zeit und des Glaubens. „In diesem Zusammenhang ist auch die Chimäre ‚Judensau‘ an der Kirche St. Stephani zu sehen. Deren zeitgeschichtliches Zeugnis wollen wir weder leugnen noch beseitigen. Wir wollen aber anders damit umgehen, da ihre Botschaft nicht unsere Botschaft ist und sein soll.“ Eine Diffamierung des jüdischen Glaubens und jüdischer Kultur verbiete sich in jeder Hinsicht. „Die Botschaft dieser Schandfigur ist eben nicht nur eine aus vergangenen Zeiten. Dort, nun doch wieder am alten Ort, präsentiert diese Figur ihre diffamierende Botschaft auch heute in aller Öffentlichkeit. Es ist gut, dass sie wenigstens verhüllt ist, bis es eine optimale Lösung für Stadt und Kirche gibt.“

Wie diese aussehen könnte, ist allerdings noch völlig unklar. ◀

WOLFGANG HUBER

Maskierter Weihnachtsduft

Warum das Fest diesmal ganz anders wird

„Fröhliche Weihnacht überall“ ist ein Lied, mit dem es sich der Volksmund doppelt bequem macht. Denn zum einen umfassen die Zeilen, die allgemein bekannt sind, nur den Refrain, von den wechselnden Strophen hat kaum jemand eine Ahnung, ich auch nicht. Und zum andern singt man nicht selbst, sondern lässt singen, in diesem Jahr leider spärlicher als sonst. Außerhalb Deutschlands ist das Lied unbekannt; und hier kennt man es erst seit 1885, was für ein Weihnachtslied kein Alter ist. Im Evangelischen

Gesangbuch taucht es nicht auf; aber in keinem Kaufhaus ist es entbehrlich. „Weihnachtston, Weihnachtsbaum, Weihnachtsduft in jedem Raum“ – das steckt an.

Doch die Wirkung lässt nach. Heute achten nur noch wenige darauf, dass Weihnachten ein Kontrasterlebnis ist. Was war ursprünglich mit Ton, Baum und Duft gemeint? Der Weihnachtston war das Jahr über untersagt; Adventslieder wurden erst im Advent, Weihnachtslieder erst vom Heiligen Abend an gesungen. Der Weihnachtsbaum wurde heimlich ins Haus getragen geschmückt. Und der Weihnachtsduft? In seinem Roman *Das Parfüm* entführt Patrick Süskind uns in eine Zeit, die ihm ermöglicht, die Rolle des Parfüms vom Kontrast her zu beschreiben, vom Gestank der Dörfer und Städte in vormodernen Zeiten. Die deutsche Sprache kennt das Wort Gestank nur im Singular, doch Patrick Süskind entwickelt in seinem Buch, wie Umberto Eco herausgefunden hat, eine ganze Liste von Gerüchen, die darin eins sind, dass es sich um Gestank handelt:

„Es stanken die Straßen nach Mist, es stanken die Hinterhöfe nach Urin, es stanken die Treppenhäuser nach fauligem Holz und nach Rattendreck,

die Küchen nach verdorbenem Kohl und Hammelfett, die ungelüfteten Stuben stanken nach muffigem Staub, die Schlafzimmer nach fettigen Laken, nach feuchten Federbetten und nach dem stechend süßen Duft der Nachttöpfe.“ Ausdrücklich wehrt der Autor den Gedanken ab, Gestank sei eine Eigentümlichkeit der sozial Deklassierten. „Der Bauer stank wie der Priester, der Handwerksgehilfe wie die Meistersfrau, es stank der gesamte Adel, ja sogar der König stank,

wie ein Raubtier stank er, und die Königin wie eine alte Ziege, sommers wie winters.“

Wie befreiend ist der Duft von Spekulatius und Lebkuchen, von Kerzen und Glühwein im Kontrast zu solchem Gestank! Wie gern würden wir all diese Düfte in uns aufsaugen, ohne Gesichtsmasken! Doch wir brauchen einen Mund- und Nasenschutz, um einem geruchlosen Virus Widerpart zu leisten. Ton, Baum und Duft werden uns in diesem Jahr nicht auf Weihnachtsmärkten geliefert, wir müssen eigene Wege zu ihnen finden. Darin liegt nicht nur ein herber Verlust, sondern auch eine überraschende Chance. Die Freiheit wird derzeit auf eine harte Probe gestellt – nicht weil staatliche Vorschriften sie durch Lockdowns einschränken, sondern weil die Macht des Virus uns zur Mäßigung im Gebrauch unserer Freiheit nötigt. Das zu bejahen, ist der Weihnachtston in diesem Jahr. Wenn das gelingt, können wir uns über den Weihnachtsduft doppelt freuen. ◀

Wolfgang Huber war Bischof in Berlin und EKD-Ratsvorsitzender und ist Herausgeber von *zeitzeichen*.



Foto: privat

Auf zu neuen Ufern

Über das Selbstverständnis und die Leistungskraft evangelischer Publizistik in unserer Zeit

JÖRG BOLLMANN

In der Oktoberausgabe von *zeitzeichen* forderte die Erlanger Medienwissenschaftlerin und Professorin für Christliche Publizistik, Johanna Haberer, einen Neustart für die evangelische Publizistik. Jörg Bollmann, seit 2002 Direktor des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik (GEP), widerspricht ihr zum einen entschieden, und denkt zum anderen ihre Ansätze weiter.

Zieh dich aus. Sie musste sich vor den Fremden drehen, einer tatsachte sie ab, dann gingen die Männer. Irgendwann kam einer wieder und nahm sie mit. Eine Kellertreppe hinunter, sie schlang ihre dünnen Ärmchen um das metallene Geländer, wurde weggerissen, fiel mit dem Kopf auf eine Stufe, lag auf einem Tisch, strampelte, wurde gefesselt. „Es fühlte sich an, als ob der Bauch bis zum Hals aufgerissen wird.“ So beschreibt es Pia.

Christine Holch hat die Geschichte von Pia und Anne, deren Namen zu ihrem Schutz geändert worden sind, öffentlich gemacht. Im evangelischen Magazin *chrismon*. Weil Pia und Anne berichten wollten, was ihnen angetan wurde. Auch wenn es die beiden Frauen so viel Überwindung gekostet hat, die von der evangelischen Publizistik gebaute Brücke in die Öffentlichkeit zu betreten. Wie viel Vertrauen in die Arbeit von *chrismon* setzt das voraus!

„Was evangelische Publizistik kann: etwas öffentlich machen, Fürsprache üben, Barmherzigkeit vermitteln und Stimme leihen für die Sprachlosen.“ So beschreibt der bayerische Pfarrer und Gründungsdirektor des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik (GEP), Robert Geisendörfer, das Konzept. Ein gutes Konzept. *chrismon* macht die Geschichte von Pia und Anne öffentlich, leiht den beiden gequälten Frauen, die Fürsorge und Barmherzigkeit benötigen, die Stimme.

Die *chrismon*-Reporterin Christine Holch erhält dafür verdiente Anerkennung: Auszeichnung mit dem Courage-Preis 2019 für sie und die Fotografin Patricia Morosan, Journalisten-Preis des Weißen Rings, Nominierung für den Deutschen Reporterpreis in der Kategorie Beste Reportage. Auch *chrismon* bekommt Anerkennung: Laut Allensbacher Werbeträgeranalyse (AWA) 2020 sind es bereits 1,7 Millionen Leserinnen und Leser, die jede Ausgabe des Monatsmagazins gründlich studieren. Die Zahl der Leserinnen und Leser von *chrismon* steigt seit 2014 kontinuierlich jedes Jahr an – gegen den allgemeinen Printtrend. Im Jahr 2005, als *chrismon* in das GEP integriert wurde, waren es 960 000.

Das Werturteil von Johanna Haberer, erste und einzige Professorin für Christliche Publizistik, ist dagegen vernichtend: „Die evangelische Publizistik befindet sich in einer tiefen Krise. Sie ist konzeptions- und kopflos in der Defensive und das schon seit längerer Zeit“, sagt sie in



zeitzeichen 10/2020. Quod erat demonstrandum. Die *chrismon*-Geschichte, das empirisch belegte Interesse für das Magazin, das auf Geisendörfer rückführbare Konzept beweisen, das Werturteil von Frau Professorin ist – sagen wir es milde – wenig differenziert. Dem Faktencheck hält das Haberersche Werturteil nur sehr bedingt stand.

Bemerkenswerter Erfolg

Dafür steht nicht nur die Reichweitenentwicklung von *chrismon*. Auch die Quoten der ZDF-Fernsehgottesdienste sind in den letzten Jahren nach intensiver Formatarbeit wieder gestiegen, schon vor dem Corona-bedingten Lockdown der Kirchen. Die zweitälteste Sendung im deutschen Fernsehen, „Das Wort zum Sonntag“ in der ARD, erreicht nicht nur im linearen Programm, sondern inzwischen auch auf Facebook seine Zielgruppe. Die Marktanteilsentwicklung von *epd*, der Launch des Neuprodukts *epd video* mit einigen bemerkenswerten Ausstrahlungserfolgen, der Start des christlichen Sinnfluencer-Netzwerks *yeet* auf *Youtube*, *Instagram* und in den Weiten der Sozialen Netzwerke werden in der säkularen Medienwelt mit großem Respekt wahrgenommen.

Ein Beispiel dafür ist auch der auf *turiz* am 6. Oktober als Video des Tages ausgezeichnete Beitrag „Das erste Buch Mose to go (Genesis in 13,5 Minuten)“. Der Literaturwissenschaftler und Autor Michael Sommer erklärt die Bibel mit Playmobilfiguren auf *Youtube*, in Kooperation mit *evangelisch.de*, unter dem Dach von *yeet* und somit im Rahmen der evangelischen Publizistik. „Sag mal, es gab eine einzige Regel“, legt Sommer Gott in der Geschichte über die Vertreibung aus dem Paradies in den Mund, als der Adam und Eva beim Apfelessen erwischt hat. „Security!“ ruft Gott. „Und dann lässt er den Garten von der Security räumen, und seitdem muss die Menschheit arbeiten“, erklärt Sommer. Schöpfungsgeschichte auf *Youtube*, anschaulich, in jugendgerechter Sprache, unterhaltend und offenbar interessant – es sind inzwischen mehr als 37 000 Abrufe (Stand Ende Oktober).

Weitere Beispiele: Die auf dem Distributionskonzept des US-Technologiekonzerns Xext beruhende digitale

Koordinationsarbeit in der EKD, mit der sich Kirchengemeinden, ihre Orte, ihre Öffnungszeiten und ihre Angebote wesentlich leichter im Internet finden lassen. Oder das bemerkenswerte Filmangebot der Eikon, das sich in prämierten Filmen wie „Katharina Luther“ oder Dokumentationen wie über Dietrich Bonhoeffer „Mit Gott gegen Hitler“ zeigt. Nehmen wir die Versorgung der Schulen mit pädagogischem Bewegtbildmaterial der Matthias Film GmbH und vergessen wir nicht die zahlreichen kleinen und großen Produkte aus den landeskirchlichen Medien- und Verlagshäusern. All diese Beispiele liefern Fakt um Fakt gegen die pauschalierende Leistungsabwertung evangelischer Publizistinnen und Publizisten. Evangelische Publizistik kopf- und konzeptlos? Auf welcher empirischen Basis kommt Professorin Haberer also zu ihren Aussagen und ihrer Erkenntnis?

Schauen wir auf den Kern, was evangelische Publizistik denn sein soll: Definiert wurde sie in der Satzungspräambel des GEP zuletzt am 14. September 2012 von der Gesellschafterversammlung des GEP, in der zu diesem Zeitpunkt unter anderem die EKD und alle Landeskirchen vollständig vertreten waren. Demnach ist evangelische Publizistik eine Funktion der Kirche, die in allen ihren Arbeitszweigen an der Erfüllung des Auftrags teilnimmt,

*Alles in bester
Ordnung also?
Natürlich nicht.
Wie denn auch?*

dem Kirche verpflichtet ist. Unter anderem. Um das zu leisten, müssen zahlreiche Aufgaben erfüllt werden, die in der GEP-Satzung alle aufgelistet sind. Nicht überraschend, dass zum Beispiel Buch, Zeitschriften, Hörfunk, Fernsehen, Film, audio-visuelle wie digitale Medien dazugehören. Aber evangelische Publizistik geht darüber hinaus: Auch Medienpädagogik, Öffentlichkeitsarbeit und die Mitwirkung an medienpolitischen Stellungnahmen zählen zu den Aufgaben. Bedeutet ganz konkret, dass evangelische Publizistinnen und Publizisten zum Beispiel an dem Drei-Stufen-Test im Blick auf die öffentlich-rechtlichen Sender

gegenüber dem kommerziellen Fernsehen und den Verlagen mitwirken.

Was Johanna Haberer erwähnt, sind Aus-, Fort- und Weiterbildung für Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit und das Betreiben einer Nachrichtenagentur als weitere Teile der evangelischen Publizistik. Keine Rolle in ihrer Analyse spielt dagegen der Evangelische Medienkongress, der seit 2010 alle zwei Jahre in Zusammenarbeit mit einem großen Sender organisiert wird und zu einer renommierten und etablierten Marke des Austauschs zwischen säkularer und kirchlicher Publizistik geworden ist.

Elementare Lebensäußerung

Die Liste der evangelisch-publizistischen Aufgaben ist damit nicht vollständig: Evangelische Publizistik ist eine komplexe, weit umfassende Arbeit für Medien und Kommunikation im Raum der Kirche. Im Publizistischen Gesamtkonzept der EKD von 1997 ist die Rede von einer „elementaren Lebensäußerung der evangelischen Kirche“. Während Johanna Haberer, den *Evangelischen* und auch den ebenfalls alle zwei Jahre stattfindenden *Christlichen Medienkongress* beiseitelassend, nach einem Medienkonzil ruft, erwähnt sie den Bericht der durch den Deutschen Bundestag eingerichteten Enquetekommission zur „Kultur in Deutschland“ von 2007 mit keinem Wort. In diesem Bericht werden die Kirchen als zentrale kulturpolitische Akteure in Deutschland bewertet. Und – bemerkenswert – den Beitrag, den die evangelische Publizistik dazu leistet, gewichtet die Kommission als so bedeutend, dass sie dafür eigens einen ganzen Exkurs in Auftrag gibt – beim Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen. Fassen wir zusammen: Die evangelische Publizistik leistet – auch mit ihrem Einsatz für den Jugendschutz – wichtige gesellschaftsdiakonische Arbeit für diese Gesellschaft. Mit Kopf und Konzept, Herz und Verstand.

Alles in bester Ordnung also? Natürlich nicht. Wie denn auch? Wir leben in einer Phase substanzieller gesellschaftlicher Umwälzungen im anhaltenden Übergang in das digitale Zeitalter. Das stürzt die gesamte Medienlandschaft mit Print, linearem Fernsehen und Hörfunk, Kino und

Stand des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik auf der EKD-Synode in Dresden 2019.



Jörg Bollmann berichtet vor der EKD-Synode, Dresden 2019.

als Dienstleister für die Gemeinschaft der Gliedkirchen tätig. Unter einem gemeinsamen Dach lassen sich die wirklich spannenden Aufforderungen von Johanna Haberer einlösen: Dopplungen identifizieren, fusionieren, verschlanken.

Aber warum schlägt Johanna Haberer eine neue Form der Vergesellschaftung vor, zum Beispiel eine Medienstiftung? Das wesentliche Problem der evangelischen Publizistik ist nicht die institutionelle Form. Das wesentliche Problem ist die Finanzierung, die mit der schwindenden Finanzkraft der Kirche immer schwieriger wird. Und mit der Neugründung einer Stiftung (nichts gegen existierende Einrichtungen wie Stiftung Marburger Medien oder Stiftung Christliche Medien) entkommt die evangelische Publizistik diesem Kardinalproblem nicht – im Gegenteil. Eine Stiftung bindet Kapital und ist gerade in einer Tiefzinsphase kaum geeignet, Ertrag für die operative Arbeit zu erwirtschaften. Wer in diesen Jahren für eine Stiftung Verantwortung trägt, kennt diese Sorgen nur zu gut.

Über neue Unternehmensformen haben sich auch mehr als fünfhundert Unternehmer und einhundert Wirtschaftsexperten Gedanken gemacht und sich Anfang Oktober gemeinsam für die Etablierung einer neuen Rechtsform für Unternehmen eingesetzt. Unter anderem, weil ihnen eine Stiftung als nicht geeignet erscheint. Sie setzen sich für die Etablierung einer GmbH EV ein, der

*Die Kirche braucht
gar nicht den
komplizierten Weg in
Stiftungsstrukturen.*

Gesellschaft in Verantwortungseigentum. Möglich, so sagen sie, wäre auch eine gemeinnützige GmbH, zu der aber nur gemeinnützige Institutionen Zugang haben. Deren wesentliche und gewünschte Eigenschaft besteht darin, das Kapital im Unternehmen belassen zu müssen, statt es an die Gesellschafter ausschütten zu dürfen. Welch ein Vorteil für uns: Die Kirche benötigt nicht den komplizierten Weg zur GmbH mit Stiftungsstrukturen oder Gründung einer GmbH EV (die es noch gar nicht gibt). Der Kirche mit all

ihren Rechten einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft und der Anerkennung ihrer Gemeinnützigkeit steht der Weg zur gGmbH für ihre Medienfirmen offen, ebenso wie der Weg zur öffentlich-rechtlichen Konstruktion. Wir brauchen nicht über neue Formen nachzudenken, um dann bei einer Stiftung zu stranden. Der evangelischen Publizistik stehen, anders als anderen Akteuren, mit der gGmbH institutionelle Möglichkeiten offen, die wir nur nutzen müssen. Um Dopplungen zu identifizieren, zu fusionieren und strukturell zu verschlanken.

Kleine, flexible Einheiten

Hier können wir auch die weiterführende Idee von Johanna Haberer umsetzen: sich ein Beispiel zu nehmen an den seit Ende der 1990er-Jahren zusammenwachsenden medialen Plattformen – und der Erkenntnis, dass wir Content-bezogen und in Ausspielkanälen denken müssen. Mit kleinen, flexiblen Einheiten, mit einer Art Über- oder Unterbau für das Marketing und die öffentliche Sichtbarkeit der Inhalte. Mit dem Überbau haben wir begonnen. Zum Beispiel mit *yeet* – dem Contentnetzwerk, in dem sich Sinnfluencern verschiedener Landeskirchen und Frömmigkeitsformen verbunden haben, zum Beispiel mit dem überregionalen Internetportal *evangelisch.de*. Deren Türen stehen offen, Michael Sommer mit seinem *bibel-to-go*-Format ist schon angekommen. Dass es im digitalen Wettkampf um Interesse und Aufmerksamkeit nicht ohne *Google* geht, ist eine monopolistische Tatsache. Wer sollte mit *Google* erfolgsversprechend verhandeln? Das gerade neu gestartete „Google News Showcase“ gibt Hinweise. Da haben fast zwanzig deutsche Verlags- und Medienhäuser ihre Kräfte gebündelt, mit *Google* verhandelt und sind so zu einem Ergebnis gekommen. Der Weg für die evangelische Publizistik ist, sich mit *epd* und *chrismon* den deutschen Qualitätsmedien anzuschließen und so im Konzert der großen Reichweiten mitzuspielen.

So kommt evangelische Publizistik in die Zukunft – mit Kopf, Konzept und kreativen Lösungen. Und indem wir die biblische Aufforderung beherzigen: „Prüft alles und das Gute behaltet.“ ◀

Buch in eine tiefe Krise – wie könnte das an der evangelischen Publizistik vorbeigehen? Die beiden großen christlichen Kirchen durchleben seit langem den Rückgang ihrer Mitgliederzahlen Jahr für Jahr, sie identifizieren eine Glaubenskrisse, machen sich auch in der mittel- und langfristigen Perspektive Sorgen um ihre Finanzkraft. Wie sollte evangelische Publizistik davon unberührt bleiben? Also, da hat Professorin Haberer schon recht: Die Zeit ist reif für Veränderungen. Aber bitte nicht durch die Abwertung evangelischer Publizistik in Bausch und Bogen. Vorzuziehen ist doch wohl eine faire und faktenbasierte Analyse, wo die Schwachstellen festzustellen und richtige Schlüsse zu ziehen sind.

Wie also muss sich evangelische Publizistik aufstellen? Johanna Haberer fordert, die evangelische Medienarbeit müsse ihre Regionalisierung überwinden – über die Landeskirche, die Dekanate, die Gemeinden hinweg, also über die „Friedhöfe“, auf denen sie sitze, um bald begraben zu werden. Ein interessanter Gedanke, nicht ganz neu, aber gut. Die Verlags- und Medienhäuser in Deutschland arbeiten mit weitgehenden redaktionellen und verlegerischen Konzentrationen und Fusionen gegen die Krise an. Warum nicht auch die evangelische Publizistik? Der Gedanke der Zusammenarbeit knüpft an die Vorstellungen des bayerischen Pfarrers Robert Geisendörfer an, der das zu seinem Lebenswerk gemacht hat – mit der Gründung des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik. Das GEP ist *qua definitionem* in dem von allen Landeskirchen 2012 verabschiedeten Strukturkonzept

Still werden statt stillhalten

Vorschau auf ein Weihnachtsfest im Zeichen der Corona-Pandemie

MATTHIAS MORGENROTH

Weihnachten wird in diesem Jahr anders, vielleicht sogar ganz anders. Die großen Kirchen versuchen, sich bestmöglich darauf einzustellen, schreibt der Theologe, Journalist und Buchautor Matthias Morgenroth und wirbt in seiner Vorschau auf das Fest für die Mobilisierung von drei „Anti-Angst-Ressourcen“.

Bloß nicht wie im Frühjahr. Ostern fiel ja bekanntlich sang- und klanglos aus. Da braucht man nichts schönzureden. Völlig überrumpelt vom Lockdown, war für die Kirchen und die dazugehörigen Gemeinden die Opferung um des Infektionsschutzes Willen selbstverständlich. Ostern 2020 fiel

aus – und das Merkwürdige war: Es ging auch ohne. Bisschen verstörend war das schon.

Gottesdienste insgesamt waren bekanntlich im Frühjahr verboten – doch als die Kirchen ihre Türen wieder öffneten, wurden sie auch nicht überrannt. Geht also auch ohne, sogar für die, die sonst noch kamen ... noch ein wenig verstörender. Und das in einer Zeit der allgemeinen Verunsicherung, einer Zeit der Angst, Krankheit, Einsamkeit ...! Vielleicht, so die bange Frage, hatten die Politiker doch recht, als sie die „systemrelevanten“ Betriebe aufrechterhalten wollten – und die Kirchen zunächst einfach übersahen, obwohl doch auch politisch Verantwortliche wissen müssten, dass der Mensch nicht nur vom Brot allein lebt. Bloß nicht wie im Frühjahr.

Jetzt, Ende des Corona-Jahres, landauf, landab der Ruf: Weihnachten, da sind sich irgendwie alle einig, darf „so etwas“ nicht wieder passieren. Kirchen bleiben offen. Politiker wiederholen gebetsmühlenartig, wir wollen doch mit unseren Familien Weihnachten feiern können, also verhalten wir uns so aseptisch wie möglich. Und viele Kirchengemeinden rechnen schon seit September durch, wie und in welchem Takt sie an Heiligabend viele kleine Gottesdienstgruppen durch ihre Kirche schleusen könnten. Andere schauen, wie sie verantwortungsvoll Heiligabend im Freien feiern können, und bibbern schon jetzt angesichts der einfach nicht kontrollierbaren Wetterfrage. Weihnachten, das ist einfach allen klar, darf nicht ausfallen. Mit Weihnachten ist es eben anders als mit Ostern und auch anders als mit



Fotos: epd

So viel Nähe wird es 2020 nicht geben können. Weihnachtsfeier für einsame Menschen in Augsburg, Heiligabend 2019.

den Sonntagsgottesdiensten. Das ist schon seit Jahrzehnten zu beobachten gewesen. Auch wer in der zweiten oder dritten Generation „kirchendistanziert“ lebt, wird im Advent ein bisschen besinnlich. Holt die Bach-CD raus. Geht mit den Kindern ins Adventscafé. Oder an Heiligabend in den Gottesdienst.

Zugegeben, auch an den Weihnachtstagen gibt sich nur eine Minderheit der Kirchenmitglieder in die Gottesdienste, aber doch eine sehr viel größere Minderheit als die, die sonst am Gemeindeleben teilnimmt. Die Advent- und Weihnachtszeit ist in den vergangenen Jahrzehnten so etwas wie der Jahressonntag geworden. Die kollektive Auszeit im Jahresrhythmus, wie es sonst

Alltagsmonate, dann kommt die Festzeit inklusive der kollektiven Auszeit „zwischen den Jahren“ und Silvester mit Vor- und Rückschau. Und spätestens ab Ende November macht sich fast jeder auf, schmückt die eigenen vier Wände, geht musizieren, stellt sich in die Kälte und findet das besinnlich. Hält inne, liest Adventskalendersprüche, versucht, alte Familientraditionen weiterzugeben, spielt mit den Kindern und Kindeskindern das große Spiel, dass die Welt doch viel geheimnisvoller und verzauberter ist, als wir es im Alltag zulassen. Voller Grenzgänger zwischen Himmel und Erde, dem Nikolaus, Knecht Ruprecht, Pelzmärtel, dem Christkind, Weihnachtsmann, den Engeln und den biblischen Figuren aus der Weihnachtsgeschichte.

Die Städte in West- und sogar in Ostdeutschland machen mit, die Büros und Betriebe feiern mit – irgendwie ist jeder dabei. Wenn auch in unterschiedlichen Graden der Intensität und Reflexion. Na und? Weihnachten ist immer noch ein gesamtgesellschaftliches Fest, und es ist so, wie wir es gewohnt sind zu feiern, erst in der modernen, industrialisierten Welt geworden. Es gehört dabei – typisch moderne Religiosität – nicht nur den Kirchen. Es geht einfach so zu Herzen. Im Zwischendurch. Selbstbespiegelung der bürgerlichen Moderne, nennen es manche. Und richtig,

an den Feiertagen wird symbolisch verehrt, was uns heute existenziell wichtig ist. Die Familie, die Freunde, Geschenke, Musik und Kultur, aber eben auch die Friedenssehnsucht und die zarte Erinnerung daran, dass es noch mehr geben könnte auf dieser Welt. Und dass das nicht machbar ist. Nicht kontrollierbar und nicht verfügbar. Aber diesseits des Himmels erfahrbar. Die Welt wird für ein paar Tage wieder voller Bedeutung. So wie sie damals war, mit Kinderaugen. Auch wenn man das Lukas-Evangelium nicht mehr zitieren kann.

Die spannende Frage lautet gegenwärtig: Was wird das Coronavirus, das es mit kollektivem Innehalten geschafft hat, in allen möglichen Bereichen die Decke von systemischen Widersprüchen und Missständen zu ziehen – in der Fleischindustrie, im Turbo-Kapitalismus, beim Digitalisierungswahn oder dem Fortschrittsglauben der Medizin –, was wird dieses Virus in dieser vor uns stehenden „heiligen Zeit“ über unsere religiöse Praxis verraten? Dass viel mehr als gedacht tatsächlich verzichtbar ist? Dass Trost und Stärke angesichts der Sterblichkeit und Verletzlichkeit des Lebens längst woanders gesucht werden müssen, nicht mehr sonntags oder am großen Jahressonntag, aus welchen Gründen auch immer? Noch verstörendere Fragen.

Weihnachten sei das große „Fürchtet euch nicht“-Fest, dieses Jahr ganz besonders, betonen die Kirchen in ökumenischer Eintracht und haben sogar Materialien versandt, Vorlagen für Plakate, Pfarrbriefe, Internetauftritte, in flächigem Gold. „Gott mit euch“, steht darauf, nicht mehr „Gott mit uns“ wie einst auf den Koppelschlössern, aber irgendwie wird doch klar, es ist Notstand, klare Worte sind gefragt, Elementargepäck, dazu ein Liedzettel mit „Stille Nacht“. Notationsrhetorik. In einer Zeit der Verordnungen und Unabwägbarkeiten. Und dazu eben die Botschaft des Engels: „Fürchtet euch nicht!“ Wer Angst hat und durch sie hindurchkommen will, muss versuchen, auf drei Ebenen Ressourcen zu aktivieren. Erklärt die psychologische Angstforschung, Erstens, die Ressource, die Selbstwirksamkeit genannt wird, die eigene Kraft, das Selbstvertrauen. Zweitens, die Gemeinschaft der Lieben, nach dem Motto „gemeinsam sind wir stark“. Und drittens könnte man versuchen, Zugang zu finden zu dem, was vielleicht Urvertrauen genannt werden kann. Zugang zu einem grundlegenden Vertrauen, dass „alles gut ist“.

Weihnachten ist die kollektive Auszeit im Jahresrhythmus.

nur noch der Sommerurlaub bietet, wenn er denn stattfinden darf. Auch wenn die Kirchen das Weihnachtstreiben gelegentlich mit gerümpfter Nase verfolgen, weil so viel Kitsch, Glühwein, Kauflust, Engel, Halbwissen mit dabei sind und so wenig Kreuz und Auferstehung – und zumindest auf den ersten Blick so wenig Ernsthaftigkeit und Spirituelles: Januar bis November sind die



Weihnachtskrippe im Augsburger Dom, 2019.

**FÜRCHTET
EUCH
NICHT**



**Gott bei
euch!**

Foto: EKD

Ein Blick auf diese drei Bereiche unseres Lebens zeigt, dass es um diese Ressourcen nicht zum Besten bestellt ist. Möglicherweise könnte das etwas sein, das das Coronavirus auch aufdeckt.

Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit: Vieles davon wurde in den vergangenen Jahren schleichend in die digitale Welt verlagert. Wie einsam und amputiert fühlen wir uns, wenn wir das Smartphone vergessen haben. Apps helfen uns nicht nur durch den Alltag, sie sagen uns auch, wann es Zeit ist, Pause zu machen oder wie viele Schritte für uns gut wären – und welche die Highlights unseres Tages waren. Kurz hin- und hergeworfene Nachrichten ersetzen das Gespräch, ohne dass wir das echte Gespräch vermissen würden oder die Kraft, die in einer leiblichen Begegnung liegt. Schon sind wir bei Punkt zwei der Angst-Gegenmittel, der Gemeinschaft. Auch hier hat das Digitale unser leibliches Beisammensein radikal reduziert. Die meisten Kommunikationsmedien sollen uns die Leute sowieso eher vom Leibe halten, echte Gespräche verhindern, man winkt sich kurz digital zu – das war's dann, geht doch auch. Social Distancing war während der Lockdownphasen nur so lange möglich, weil viele es sowieso schon gewohnt waren, auf digitaler sozialer Distanz in Nicht-Kontakt zu sein. Wieder also keine gute Ausstattung, was die Strategien angeht, aus der Angst herauszukommen. Und Punkt drei – Gottvertrauen? Da sieht es ja bekanntlich ziemlich schlecht aus, bedingt durch verschiedene, tausendfach beschriebene Erosionsprozesse in der globalisierten multireligiösen Welt. Es ist sicher kein Zufall, dass in der Pandemiezeit auch seitens der Kirchen kaum andere Argumente in die Diskussion gebracht wurden, als dass „Nächstenliebe“ heute eben „Solidarität“ und „Sozialdistanz“ hieße. Was ist mit all den Ohnmachtserfahrungen, der Frage, ob wir nicht doch mehr Sterben zulassen müssen, um auch mehr Leben zuzulassen? Der Frage, ob wir einfach im Rausch der Moderne und im Sog der digitalen Scheinwelt vergessen haben, dass wir mit unserem

lebendigen Körper eine lebendige, echte Welt bewohnen und damit schlicht und einfach Sterbliche sind? Und trotzdem vertrauen dürfen? Vielleicht vertrauen müssen?

Musik und Gesang

Wenn dieses Jahr Weihnachten werden wird und wenn dieses Weihnachten auch in dieser merkwürdigen Schwebezeit ein „Fürchtet-euch-nicht“-Fest werden soll, dann könnte es sich lohnen, sich diese drei Anti-Angst-Ressourcen sehr gezielt vorzunehmen. Die wunden Corona-Punkte, die uns existenziell betreffen. Das hieße dann vielleicht: Möglichst viel nicht-digital, „in echt“ erleben wollen – Kerzenschein lässt sich nun mal schwer digitalisieren. Glockengeläut auch nicht. Die echte Krippe, egal ob sie auf der Straße oder im Kirchenraum steht, ist etwas Anderes als eine Fotoserie unter „Die schönste Krippe“ auf Instagram. Und ja, das sollten wir dazu sagen, dasselbe gilt für uns und unser Leben auch. Das könnte dann auch heißen, die heilige Zeit, die 2020 wegen der Kontakt- und Kaufbeschränkungen garantiert mehr als sonst zur Verfügung stehen wird, als Echt-Zeit an einem realen Ort wahrnehmen zu können. Oder es könnte heißen, mit wenigen Auserwählten sehr gezielte adventliche Gespräche zu führen oder sehr gezielte weihnachtliche Spaziergänge zu unternehmen, und sich dabei auch noch zu freuen, dass man sich hat.

Und, Punkt drei, im Bereich der kollektiven Versicherung, der Suche nach Vertrauen, täten Kirchengemeinden sicher gut daran, so viel wie möglich in großer Selbstverständlichkeit einfach zu tun – so wie eben alle Jahre wieder. Musik und Gesang – dann eben draußen auf der Straße, erlebbar für alle, vielleicht jeden Tag als Adventskalender. Dort, wo jetzt freie Flächen sind, weil die Christkindlmärkte verboten wurden. Offene Treffpunkte draußen vor der Tür, so wie es eben geht. Offene Angebote für Familien, wie es eben sein darf.

Gold und Schwarz: Motiv der ökumenischen Weihnachtskampagne von Deutscher Bischofskonferenz und EKD.

Dass „irgendwie alles gut ist“ oder „alles gut wird“, das ist ja kein sachlich nachvollziehbarer, ausdiskutierbarer Stoff. Das kann kein Glaubensbekenntnis und kein Katechismus vermitteln, keine Pfarrerin und kein Reli-Lehrer. Es ist nun mal kein Wissen im Sinne von Lernstoff. Es erschließt sich, wenn es sich erschließt, im Tun. Nicht zuletzt deswegen wurden in den vergangenen Jahren die Rufe nach Wegen zur eigenen, spirituellen Erfahrung laut. Nach Wegen, die jede und jeder gehen kann, um eine wie immer geartete Verbundenheit mit der Kraft des Lebens auch leiblich erfahren zu können. Meditationsübungen, die wir im Westen lange wenig gewohnt waren, können dazu Pfade sein, wie viele mittlerweile wissen. Aber auch Rituale können ein Gelände sein, um sich selbst als ein Mensch zu fühlen, der verbunden ist mit denen, die vor uns waren, mit deren Hoffnungen, Wünschen und Heilserfahrungen.

Rituale können nicht nur im Trauerfall, wenn es die Sprache verschlägt, Wegweiser sein. Sondern auch am weihnachtlichen Jahressonntag, in der Auszeit, in der wir sowieso schon zurücktreten und den Sinn schärfen dafür, was tragen könnte und was nicht. Die Stille der „staaden Zeit“, wie die Adventszeit in Bayern heißt, die Stille der „stillen Nacht“, in die könnten wir dieses Jahr vielleicht sogar leichter gehen. Und wenn es aus Notwehr ist. Weil uns Corona gebietet, stillzuhaltend. Vieles im Leben, vieles Existentielles geschieht nun mal aus Notwehr, um der Not zu wehren, um die Not zu wenden. Wenn aus stillhalten still werden werden könnte – viel mehr theologische Beigaben braucht das Kind in der Krippe nicht. Man darf sehr gespannt sein, was das Coronavirus dieses Jahr im Weihnachtswunderland für Spuren hinterlässt. ◀

LITERATUR

Matthias Morgenroth:
Anatomie des Handy-Menschen. Ein Seelen-Selfie. Echter-Verlag, Würzburg, 2020, 216 Seiten, Euro 16,90.
Weihnachts-Christentum. Moderner Religiosität auf der Spur. Verlag Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, München/Gütersloh, 2002, 302 Seiten.
Das Buch ist antiquarisch erhältlich.

Sparen ja, Details noch offen

EKD-Synode: Ringen um Handlungsfähigkeit und Macht

PHILIPP GESSLER, KATHRIN JÜTTE, STEPHAN KOSCH, REINHARD MAWICK

Verdient die letzte Tagung der 12. Synode der EKD das Attribut „historisch“? Möglicherweise. In dem ersten reinen Online-Treffen rangen die Beteiligten um das Prozedere einer Selbstverpflichtung, wie bis zum Jahr 2030 etwa zwanzig Prozent der bisherigen EKD-Ausgaben eingespart werden können. Prinzipiell sagten fast alle ja dazu, aber der Teufel liegt bekanntlich im Detail. Ein Rückblick.

Alles war anders: Die siebte und letzte Tagung der 12. Synode der EKD fand rein digital statt. Nicht wie zuvor geplant im Maritim-Hotel am Berliner Tiergarten, sondern vor den Bildschirmen in ganz Deutschland versammelten sich die Synodalen, die Presse und das Publikum im Internet: Die Beteiligten in einer Zoom-Konferenz mit Präsentations- und Interaktionsmöglichkeiten, die anderen nur am Livestream, der unter anderem auf YouTube ausgestrahlt wurde.

Lediglich das Präsidium der Synode und einige Vortragende waren in einem extra aufgebauten Übertragungsstudio im EKD-Kirchenamt in Hannover versammelt. Zudem war die Sitzungszeit um mehr als die Hälfte verkürzt.

Alles war anders auch im Bericht des Ratsvorsitzenden, der kürzer, frömmere und emotionaler daherkam. Nicht einmal eine Viertelstunde sprach Heinrich Bedford-Strohm. Ihm war dabei das „Vertrauen auf Christus“ besonders wichtig, und überhaupt: Vertrauen sei das, „was wir in der gegenwärtigen Situation der Welt am meisten brauchen“, da immer deutlicher werde: „Die Normalität kehrt nicht zurück.“ Nach den langen Monaten der Pandemie bedürfe die Gesellschaft in der öffentlichen Kommunikation neben dem richtigen Handeln auch stärkender Worte des Trosts, so der Ratsvorsitzende.

Nötig sei, so Bedford-Strohm, „zum einen die Resilienz, um mit Dingen umzugehen, die nur bedingt zu ändern sind, sowie die Geduld, das auch über längere Zeiten durchzuhalten“ und zum anderen „soziale Energie, die solche Widerstandskraft nicht auf den Raum des persönlichen Durchhaltens beschränkt, sondern daraus die Kraft gewinnt, einander beizustehen und Solidarität zu üben mit den Schwachen und Verletzlichen, und damit in schwierigen Zeiten den sozialen Zusammenhalt“ stärkt.

Der Ratsbericht war im Predigtton gestimmt, es fehlte jede vordergründige politische Konkretion, sondern Bedford-Strohm blieb in betont frommer Tonalität mit seiner anrührenden Botschaft, gegen das Gottesbild eines „Deus ex Machina“ und erinnerte an die Wichtigkeit des Gebets. Das zündete auch im evangelikalen Lager. Von dort gab es in der Aussprache viel Lob, zum Beispiel von Friedemann Kuttler, dem Vorsitzenden der „Christus-Bewegung Lebendige Gemeinde“. Der Bochumer Diakoniewissenschaftler Uwe Becker hingegen dankte dem Ratsvorsitzenden zwar für den „sehr besinnlichen Bericht“, äußerte gleichzeitig aber die Sorge,



dass die Kirche momentan in der Gefahr sei, das Thema Corona „überzudimensionieren“ und eine „Corona-Hermeneutik an den Tag zu legen“, die die „Kontinuität des Leidens“, der „sozialen Verwerfung“ und „der Ungleichheit“ zu wenig beleuchte.

Lebhafter Kritik unterworfen

Als zweites brachte Bedford-Strohm vor der Synode die „Zwölf Leitsätze“ ein. Ihnen war ein längerer Prozess vorangegangen: Im Juni als „Elf Leitsätze“ veröffentlicht und schnell lebhafter Kritik unterworfen (vergleiche z. B. 8, 9 und 10) sollten sie – darin in der Tradition des bekannten EKD-Reformpapiers „Kirche der Freiheit“ stehend – in einer Mischung aus theologischen und kirchensoziologischen Erwägungen ein erweitertes kirchliches Selbstverständnis begründen und untermauern: Allen in der Kirche soll klar sein, dass dieselbe in ihrem Wesen ein Hybrid sei und sich insbesondere neben dem bewährten anstaltlich-institutionellen Rahmen auch

Heinrich Bedford-Strohm beim virtuellen Ratsbericht. Er wird 2021 nicht erneut als EKD-Ratsvorsitzender zur Verfügung stehen.



Fotos: EKD/J. Haase

Im Kirchenamt der EKD war für das Präsidium der Synode ein Podium aufgebaut.

immer wieder als zivilgesellschaftliche Organisation und Bewegung verstehen müsse. Zur Synode hatte das sogenannte Z-Team, dem unter anderem der Ratsvorsitzende selbst angehört, die um einen Punkt (Seelsorge) erweiterten „Zwölf Leitsätze“ vorgelegt.

Diesem neuen Papier hatten schon im Vorfeld selbst harsche Kritiker bescheinigt, dass es sich sehr verbessert habe. Auch unter den Synodalen fand dieses überarbeitete Papier im Laufe der beiden Synodentage Anklang und wurde schließlich mit einigen, den Gesamtduktus kaum tangierenden Änderungen verabschiedet.

Mit den Leitsätzen eng verknüpft war der „Prozess zur Neuorientierung der Finanzstrategie der EKD“, den die Synode im vergangenen Jahr in Auftrag gegeben hatte. Bei der Vorstellung des Berichtes des sogenannten *Begleitenden Ausschusses*, der diesen Prozess vorbereitet hatte, sagte dessen Vorsitzender, EKD-Ratsmitglied Andreas Barner, er präsentiere „Sparvorschläge“, die es ermöglichen würden, „einerseits die schwierigen finanziellen Randbedingungen zu erfüllen und andererseits Möglichkeiten für neue Gestaltungen im Sinne des Zukunftsprozesses zu schaffen.“ Die Grundidee dahinter laute: Nicht nach

dem Rasenmäherprinzip sparen, sondern vielmehr die Objekte in Gestalt von EKD-Arbeitsbereichen oder selbstständigen Einrichtungen, die von der EKD finanziert werden oder Zuschüsse empfangen, genau anschauen und in ihrer zukünftigen Bedeutung für die EKD bewerten.

In der Vorlage des *Begleitenden Ausschusses* sind 129 solcher Objekte genannt, die zum Teil bewertet und größtenteils mit mehr oder minder starken Einsparzielen versehen sind. Bereits vor der Synode wurde der Fall des erst 2016 aus Fusions-

Barner entschuldigte sich ausdrücklich für schroffe Worte im Vorfeld.

prozessen gegründeten Evangelischen Zentrums Männer und Frauen in Hannover öffentlich bekannt. Die Einrichtung soll mit 74 Prozent bis 2030 besonders viel einsparen und war überdies in einer frühen Form des Berichtes mit ziemlich schroffen Worten charakterisiert worden. Für solche und möglicherweise andere Kommunikationsgrobheiten bat Barner in seinem Bericht um Entschuldigung.

Aber der Ausschussvorsitzende ließ keinen Zweifel daran, dass es nun drei Großkriterien gebe, nach denen das Sparen der kommenden Jahre priorisiert werden solle, nämlich die „Bedeutung einer Aufgabe für Mitgliederbindung und Orientierung“, die „Relevanz einer Aufgabe für die öffentliche Präsenz der evangelischen Kirche“ und die „Bedeutung der gemeinschaftlichen Bearbeitung einer Aufgabe“, also die Frage, ob die EKD die entsprechende Aufgabe übernehmen müsse, oder ob sie nicht auf landeskirchlicher Ebene angesiedelt werden könne.

Diese drei Großkriterien durchweben auch die „Zwölf Leitsätze“ und können somit als ideologischer Überbau der Sparanstrengungen gelten. Allerdings räumte Barner freimütig ein: „Bei allem Anspruch auf Plausibilität sind Prioritätsentscheidungen am Ende des Tages auch immer kirchenpolitische Wertungen.“

Bei Durchsicht der gehaltvollen Vorlage mit der Ordnungsnummer IX b zeichnet sich deutlich ab, wer als (finanzieller) Ballast künftig keinen oder nur noch sehr kleinen Platz im Haushalt der EKD finden wird. Neben dem schon genannten Zentrum in Hannover sind darunter unter anderem die Kirchlichen Hochschulen in

Wuppertal-Bethel und in Neuendettelsau, die Missionsakademie in Hamburg und die Evangelische Journalistenschule in Berlin. Doch die Synodalen lehnten vorerst solche konkreten Sparbeschlüsse ab, auch wenn sie das Ziel, bis 2030 die Ausgaben der EKD um zwanzig Prozent nominal, also unter Berücksichtigung der Inflationsrate, zu senken, mittrugen. Deutlich wurde aber, dass die Synode stärker beteiligt werden will, wenn es um die Frage geht, wo genau eingespart werden soll.

Mit dem Beschluss am Ende der Tagung folgte die Synode in weiten Teilen einem gruppenübergreifenden Antrag, der die konkrete Auseinandersetzung über Einzelpositionen auf dieser verkürzten und digitalen Synode vermeiden sollte. Stattdessen forderte er die Entwicklung von Prüffragen folgender Art: Welche Stellen

lange, sehr ins Detail gehende Debatte, die unter den herrschenden Umständen kaum zum Erfolg hätte führen können.

Ein Kompromiss wurde dergestalt gefunden und in den Beschluss aufgenommen, dass zumindest bis zum 15. Dezember – also bis gut einen Monat nach der Synode – die Argumente bezüglich der einzelnen Sparobjekte noch bearbeitet und erweitert werden und in die aktuelle Vorlage des *Begleitenden Ausschusses* einfließen können. Insofern haben die von der Schließung bedrohten oder von starken Kürzungen betroffenen Einrichtungen nochmal ein wenig Zeit gewonnen und können diese für Lobby-Arbeit mit den Synodalen nutzen.

Natürlich bleibt offen, wie sich die neugewählte EKD-Synode ab Mai zu diesen konkreten Vorschlägen positioniert. Denn *sie* ist es schließlich, die, beginnend mit dem Haushaltsjahr 2022, Jahr für Jahr die vom Ausschuss vorgelegten jeweils fälligen Einsparungen beschließt – oder auch nicht. Mit dem Gesamtziel einer Ausgabenreduzierung um zwanzig Prozent, nach heutigem Stand wären dies in summa 17 Millionen Euro, war die jetzige Synode mit großer Mehrheit einverstanden. Ab jetzt gilt: Wenn Objekte dieser Liste von der künftigen Synode verschont werden sollen, muss an anderer Stelle bei den EKD-Ausgaben Einsparpotenzial gehoben und plausibel gemacht werden. Denn wie gesagt: 2030 soll die EKD nach jetzigem Stand 17 Millionen Euro weniger ausgeben als heute.

Bisher war es immer nur üblich gewesen, eine sogenannte mittelfristige Finanzplanung über drei bis vier Jahre zu projektieren. Mit dem Beschluss, den die Onlinesynode nun im November fasste, ist eine langfristige Finanzplanung von knapp zehn Jahren ins Auge genommen worden. Das ist in der Tat etwas Neues in der Geschichte der EKD, und deswegen kann es gut sein, dass man diese erste Online-Synode der EKD einmal als „historisch“ bezeichnen wird.

Als drittes Großprojekt schließlich stand die Digitalstrategie auf der Tagesordnung. Deren Einbringung auf dieser Synode hätte, wenn man den digitalen Habitus der Tagung bedenkt, kaum symbolträchtiger sein können.

EKD-Ratsmitglied Volker Jung machte in seinem Bericht über „Kirche im digitalen Wandel“ deutlich: So nützlich die digitale Übertragung der Synodaltagung in Zeiten der Pandemie sei, so deutlich werde auch, was Digitalisierung nicht leisten könne. Zudem bedeute Kommunikation des Evangeliums nicht nur die Nutzung neuer Kommunikationsmöglichkeiten, sondern die Weiterentwicklung des Gemeindelebens: wie Gottesdienst oder Konfirmandenunterricht. Und: „Hinsichtlich der Arbeitsprozesse geht es noch stärker als bisher darum, Effizienz zu steigern, also nach Möglichkeit vieles schneller, billiger, besser zu machen.“

Details noch strittig

Beispiele für die digitale Arbeit liefert Christian Sterzik, der die Stabsstelle Digitalisierung im EKD-Kirchenamt leitet. 248 Anträge seien für Projekte aus dem Digitalisierungsfonds eingegangen, achtzig bereits genehmigt. Auch beim Projekt „Digitale Kirchtürme“ verzeichnet Sterzik Erfolge. Dieses Projekt will die digitale Präsentation der Kirchen und Gemeinden auf breiter Ebene verbessern.

In der Diskussion ging es darum, Leitlinien für eine „langfristige und nachhaltige Digitalisierungsstrategie auf den Weg zu bringen“, so die Synodale Gesche Joost. Sie stellte dabei neben der Frage der Organisationsentwicklung der EKD auch die ethisch-theologische Grundierung in den Vordergrund. Konkret benannte sie den „Aufbau von interdisziplinären Arbeitsprozessen“, „verstärkte Weiterbildungsangebote für kirchliche Akteure“ und eine verbesserte Zusammenarbeit der EKD und der Gliedkirchen, um „Effizienzpotenzial zu heben und sich besser zu vernetzen“. An dieser Daueraufgabe wird nun weiter zu arbeiten sein.

Im Gedächtnis blieb der kritische Satz der Jugenddelegierten Anna-Lena Moselewski: „Digitalisierung ist nur nachhaltig, wenn sie niemanden zurücklässt.“

Dann kam – nach intensiver Beschäftigung mit dem Thema schon bei den EKD-Synoden der vergangenen zwei Jahre – auch das Thema Missbrauch und Kirche zur Sprache. Die Sache hatte noch einmal an Fahrt aufgenommen, da

Es drohte eine lange, sehr ins Detail gehende Debatte.

genau würden gestrichen? Welche Drittmittel fallen weg? Welches Einsparpotenzial im sonstigen EKD-Haushalt gibt es möglicherweise, anstatt in erster Linie die externen Zuwendungsempfänger zu kürzen?

Es hatte sich im Laufe der Beratungen nämlich herausgestellt, dass nahezu jede Einrichtung, die durch die Kürzungen bedroht wäre, ihre Fürsprecher im Kirchenparlament hat, und viele Synodale hatten im Vorfeld Bittbriefe von betroffenen Einrichtungen erhalten! Es drohte also eine



Die frühere FDP-Politikerin Irmgard Schwaetzer ist seit 2013 Präses der EKD-Synode. Im November leitete sie ihre letzte Tagung.

Betroffene sexualisierter Gewalt im Raum der evangelischen Kirche direkt vor der Synodentagung eigens eine Pressekonferenz einberufen hatten. Ihr Vorwurf: Sie seien von der Synode ausgeladen worden.

Die Präses der EKD-Synode, Irmgard Schwaetzer, hielt dagegen: Das digitale Format dieser Synodensitzung habe es bei diesem sehr sensiblen Thema nicht möglich gemacht, den Bedürfnissen der Missbrauchs-betroffenen auf Schutz gerecht zu werden – und generell würden in diesem Jahr keine externen Gäste eingeladen. Diese formalen Argumente kamen bei den Opfern gar nicht gut an. Man werde so liebevoll von der Kirche geschützt, dass man gar nicht erst gefragt werde, hieß es daraufhin etwas bitter von Seiten des erst im September begründeten Betroffenenrats.

Dabei hatte die EKD in den vergangenen Monaten durchaus Schritte zur weiteren Aufarbeitung des Themas vorgenommen. Bei der etwa 25-minütigen Aussprache des Berichts des „Beauftragtenrates zum Schutz vor sexualisierter Gewalt“ (Drucksache III/1) erläuterte Bischöfin Kirsten Fehrs als Sprecherin des Beauftragtenrates die bisherigen Fortschritte bei der Bearbeitung dieses schwierig-vielschichtigen Themas – und die noch ausstehenden Schritte (siehe Schwerpunktthema *zz 11/2020*).

Die Bischöfin berichtete, dass für die vergangenen Jahrzehnte bisher rund 880 Fälle von sexualisierter Gewalt im Raum der EKD bekannt geworden seien. Wie hoch die Dunkelziffer sein könnte, sei nur schwer zu ermitteln, solange nicht zusammen mit staatlichen Stellen eine mögliche Dunkelfeldstudie zum Missbrauch in der gesamten Gesellschaft durchgeführt worden sei – nur eine solche Studie könnte verlässlichere Zahlen liefern. Ergebnisse der eigenen Studie der EKD zum Missbrauch werde es voraussichtlich erst in etwa drei Jahren geben.

Auf der Synode wurde zugleich Fehrs als Sprecherin des Beauftragtenrates mit warmen Worten verabschiedet. Diese Aufgabe übernimmt nach zwei Jahren turnusgemäß nun der Braunschweiger Landesbischof Christoph Meyns (siehe auch Interview *zz 11/2020*).

Weitere detaillierte Berichte zu den synodalen Tagungen von EKD, UEK und VELKD finden Sie unter www.zeitzeichen.net/node/8669.

Sensibel bleiben

Der Sparkurs der EKD und seine Tiefengrammatik

REINHARD MAWICK

Eine „historische“ Synode? Zweierlei geschah an den beiden letzten Tagen der 12. EKD-Synode am 8./9. November: Zum einen wurde völlig geräuschlos und ohne Probleme der EKD-Haushalt für das Jahr 2021 beschlossen. Kein Wunder, denn noch sind die Finanzscheunen gut gefüllt, da die Umlage der Landeskirchen für die EKD immer am Stand von vor zwei Jahren gemessen wird. Und 2018 gab es die nominell zweithöchsten Kirchensteuereinnahmen der Geschichte, übertroffen nur von ... richtig: 2019.

Zum anderen beschloss die Synode mit großer Mehrheit den „Prozess zur Neuorientierung der Finanzstrategie“ der EKD. Der besagt schlicht: Bis 2030 sollen zwanzig Prozent der EKD-Ausgaben eingespart werden. In der entsprechenden Vorlage ist auch schon konkretisiert, wie nach Ansicht des Rates der EKD diese Einsparungen *en détail* auszusehen haben. Da wollten die Synodalen nicht ganz mitgehen. Sie machten in Abänderung des Beschlussvorschlages klar, dass in den Details noch durchaus Veränderungen vorgenommen werden können (siehe Artikel Seite 26). Eine völlig normale Reaktion, denn wenn der detaillierte Sparplan bis 2030 exakt so mitbeschlossen worden wäre, hätte die ab Mai 2021 für sechs Jahre neu gewählte EKD-Synode ihr Budgetrecht in wesentlichen Bereichen schon vor Antritt aufgegeben. Große Einigkeit bestand darin, dass das Einsparziel – nominal wären das nach heutigem Stand 17 Millionen Euro – bis 2030 eingehalten wird. Das ist gut, aber es ist nicht gesagt, dass diese Marke ausreicht: Corona & Co. sorgen dafür, dass schon im laufenden Jahr 2020 die Kirchensteuereinnahmen ein-

brechen und seriöse Vorhersagen für die Folgejahre momentan eigentlich nicht möglich sind. Ja, es kann durchaus sein, dass es finanziell noch sehr viel schlimmer kommt! In diesen

Zeiten auf das Prinzip *Et hätt noch immer jot jejeunge* zu setzen, wäre kein Ausdruck heiteren Gottvertrauens, sondern bloß verantwortungslos. Egal, wie groß das Einsparvolumen am Ende wirklich sein muss: Immer wird dabei der Kampf wahren zwischen den freien Kräften des Protestantismus und

dem, was von manchen (zu) verächtlich die „Amtskirche“ genannt wird. Ja, der Weg von einer notwendigen Bündelung der Kräfte bis zur zentralistischen Engführung bleibt ein schmaler Grat; er wird je nach eigener Verortung und Perspektive immer unterschiedlich beurteilt werden.

Bemerkenswert war in diesem Zusammenhang ein Einwand der Synodalen und ehemaligen hessen-nassauischen Pröpstin Gabriele Scherle. Ihr war aufgefallen, dass Kürzungen besonders massiv in Bezug auf „freie Initiativen und Werke“ auf der Agenda stehen. Mit Recht fragte Scherle, ob so eine Finanzstrategie nicht gerade das schwächen würde, was den Protestantismus im Wesen ausmache, zumal der deutlich spürbare Zentralisierungsdrang dem Geist der „Zwölf Leitsätze“ in weiten Teilen widerspricht: Eigentlich soll sich die Kirche auf den „Weg ins Weite begeben“, aber als Erstes/Erste sollen die, die schon an der Schwelle zwischen verfasster Kirche und Zivilgesellschaft stehen, abgebaut werden? Hier gilt es, sensibel zu bleiben, um nicht unter dem Deckmantel der Reform wichtige Errungenschaften oder gar den Wesenskern der Reformation preiszugeben. ◀



Foto: Rolf Zöllner

Das Rätsel Zeit

Das Ticken der Uhr erinnert uns daran, dass die Zeit läuft. Aber Zeit ist mehr als ein Uhrwerk, sie vergeht mal schneller und mal langsamer. Sie ist für Naturwissenschaftler ebenso schwer zu definieren wie für Philosophen. Und auch die Religionen geben unterschiedliche Antworten auf die Frage: „Was ist Zeit?“





REINHARD LASSEK

Alles relativ

Einstein und Quantenmechanik – zwei physikalische Theorien über die Zeit.

Seite 32

KARLHEINZ GEISSLER

Ohne Uhr

Die Uhr verliert ihre Macht. Was sagt das über uns und unsere Gesellschaft?

Seite 35

ADELHEID HERRMANN-PFANDT

In Kreisen

Von Anfang bis Ende und wieder von vorn – so fließt die Zeit in den östlichen Religionen.

Seite 38

MARKUS MÜHLING

Und dann?

Nach der Zeit kommt die Ewigkeit. Aber was genau könnte das sein?

Seite 41

INTERVIEW

Im Kopf

Gespräch mit dem Hirnforscher Marc Wittmann über Zeit und ihr Erleben.

Seite 44

Foto: dpa

Glatt oder gekörnt?

Wie Zeit ins Fließen kommt

REINHARD LASSEK

Ist Zeit eine objektive Gegebenheit oder lediglich ein Konstrukt des Bewusstseins? Seit Jahrtausenden sinnen Philosophen, Theologen und Mystiker darüber nach. Einige Jahrhunderte lang bemühen sich mittlerweile auch Naturwissenschaftler um des Rätsels Lösung – indes ohne dafür eine einheitliche physikalische Grundlage zu haben. Der Wissenschaftsjournalist Reinhard Lassek erläutert den Stand der Forschung.

Das Fortschreiten aus der Vergangenheit in die Zukunft wird in der Alltagssprache zwar gern als „Fließen der Zeit“ beschrieben, doch vermag niemand zu sagen, was denn da eigentlich „fließt“. Zwei Lager stehen in der modernen Physik einander gegenüber: Für Anhänger der Relativitätstheorie ist Zeit relativ und somit eine pure Illusion. Sie ist weniger eine physikalisch beschreibbare Realität, denn eine intuitive Vorstellung. Ein subjektives Phänomen, das zudem denkbar eng mit dem Bewusstsein verbunden ist – einem anderen bislang nicht fassbaren Phänomen. In der Quantenphysik hingegen unterliegt nicht nur alle Materie der Quantelung, sondern auch die Energie. Alle fundamentalen physikalischen Größen treten nachweislich immer nur in ganz bestimmten, diskreten Portionen (Quanten) auf. Das legt die Vermutung nahe, dass auch die Zeit gequantelt ist. Dann müsste es aber ein spezielles Zeit-Teilchen geben, quasi ein „Raumzeit-Atom“. Wird es gefunden, wäre Zeit keine Illusion mehr, sondern eine objektivierbare Größe.

Gewiss, die Physik hat das Rätsel der Zeit noch nicht lösen können. Es gelingt ihr aber immerhin, tiefer und tiefer in das Geheimnis einzudringen. Da die beiden großen physikalischen Leitkulturen – Relativitätstheorie und Quantenmechanik – von völlig gegensätzlichen Zeitkonzepten ausgehen, wird man sich dem Phänomen wohl auch nur annähern können, sofern eine Vereinheitlichung dieser beiden Theoriegebäude gelingt. Im Folgenden sollen zumindest stichwortweise die Aussichten dafür ausgelotet sowie die wichtigsten Konsequenzen skizziert werden. Auch wenn Zeit als solches ein Rätsel ist, so ist sie dennoch hinsichtlich der Geschwindigkeit von Abläufen eine physikalische Basisgröße. Eine Größe also, die nicht durch andere Basisgrößen ausgedrückt werden kann. Benötigt wird die Zeit immer dann, wenn es gilt, eine Abfolge von Ereignissen zu beschreiben, die eine eindeutige und allgemein hin unumkehrbare Richtung haben. Und diese Beschreibungen werden heutzutage immer genauer. Nie zuvor konnte Zeit derart präzise gemessen werden. Um etwa bei einer herkömmlichen Cäsium-Atomuhr eine Abweichung von auch nur einer Sekunde feststellen zu können, müsste man einhundert Millionen Jahre warten. Diese Genauigkeit ist für Netzwerktätigkeiten wie Telekommunikation und



Energieversorgung auch nötig. Denn die daran beteiligten Systeme funktionieren nur, wenn sie sich stets im gleichen Zeittakt befinden. Hier sind Abweichungen von maximal einer Mikrosekunde (millionstel Teil einer Sekunde) tolerierbar. Bereits in der Entwicklung sind optische Atomuhren, die unter Verwendung der Lasertechnologie nochmals einhundert bis eintausend Mal genauer sind als herkömmliche Atomuhren. Ihre tägliche Abweichung beträgt allenfalls eine Femtosekunde (billiardstel Teil einer Sekunde). Es müssen etliche Jahrmilliarden vergehen, ehe sich auch nur eine Ungenauigkeit von einer Sekunde einstellt. In der Tat, Zeit ist zwar weitgehend unverstanden, aber dennoch mit geradezu ungeheurer Präzision messbar. Die Physik



Fotos: dpa

Struktur des Universums beschreibt, geht es in der Allgemeinen Relativitätstheorie um das Wesen der Schwerkraft (Gravitation). Die Quantentheorie hingegen untersucht die innere Struktur der Materie. Nils Bohr und Arnold Sommerfeld sind die wichtigsten Wegbereiter für die hernach vor allem von Werner Heisenberg und Erwin Schrödinger ausformulierte Quantenmechanik (vgl. zz 12/2019).

Berührungslos nebeneinander

Sowohl Relativitätstheorie als auch Quantenmechanik sind mit schier unfassbarer Genauigkeit experimentell bestätigt worden. Sie haben dabei unser klassisches Verständnis von „Raum“ und „Zeit“, aber auch das von „Realität“ zerstört. Doch die beiden großen physikalischen Entwürfe stehen nahezu berührungslos nebeneinander. Es fehlt die kausale Verbindung. Die Physik hat ihre Einheit verloren. Und das wiederum bedeutet, in der jetzigen Form können beide Theorien nicht richtig sein. Gesucht ist also eine einheitliche Theorie, die auch die widersprüchlichen Zeitkonzepte zusammenzuführen vermag. Zum Zeitbegriff der Relativitätstheorie: Für Isaak Newton waren Raum und Zeit noch absolute Größen. Nach Einstein gibt es jedoch weder absolute Räume noch eine absolute Zeit. Denn Zeit existiert nicht unabhängig vom Raum. Sie ist eine mit dem Raum verschränkte Dimension. Die Zeit ist mit den drei Raum-Dimensionen zur vierdimensionalen „Raumzeit“ verknüpft. „Gegenwart“ existiert in Einsteins „Blockuniversum“ allenfalls in einem einzigen Raumzeitpunkt. Das „Jetzt“, so Einstein, liegt außerhalb der Physik. Es hat keine objektive Bedeutung. Zeit ist eine Illusion – und zwar eine besonders hartnäckige. Und Zeit ist vor allem relativ. Sie vergeht nicht immer gleich. Sie verläuft stets umso langsamer, je schneller sich der Beobachter bewegt oder je stärker das Schwerkraftfeld am Ort des Beobachters wirkt. Somit kann es auch keine universelle Gegenwart geben – wohl aber eine universelle Vergangenheit und Zukunft. Und beide sind jeweils eindeutig festgelegt, da die Relativitätstheorie physikalische Prozesse vom Anfang her definiert, nämlich durch Ursache-Wirkungsketten – zeitlich klar definierbaren Abfolgen.

Zum Zeitbegriff der Quantenmechanik: Unser alltägliches Erleben folgt jenem Kausalitätsprinzip, nach dem Ursachen stets ihren Wirkungen vorausgehen. Die Quantenphysik macht jedoch ganz andere Erfahrungen. Hier sind physikalische Größen mitunter auch vom Ende her definiert, nämlich durch ihre größtmögliche Wirkung. Denn in der Welt der Quanten ist die zeitliche Abfolge zweier physikalischer Zustände oftmals gar

jedenfalls vermag nicht zu sagen, ob Zeit überhaupt unabhängig von bewusst wahrgenommenen Objekten und ihrer Veränderlichkeit existiert. Möglicherweise wird sie ja wirklich erst als spezielle Anschauung im menschlichen Bewusstsein „erschaffen“. Dennoch gibt es selbstverständlich die physikalische Vorstellung von einem Zeitpfeil, einer eindeutig gerichteten Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Was in nächster Zeit aus der Zeit wird, darüber entscheidet allein, welche Modifikationen der Relativitätstheorie sowie Fortschritte in der Quantenmechanik möglich sind.

Zur Erinnerung: Albert Einsteins Relativitätstheorie hat zwei Teile. Während die Spezielle Relativitätstheorie die äußere

nicht feststellbar. Die Quantenwelt ist quasi ein Reich ohne Reihenfolge. Abläufe überlagern einander so, dass Ursache und Wirkung verschwimmen. Der Zeitpfeil verliert gewissermaßen seine determinierende Bedeutung. Das macht die Zukunft – im Gegensatz zur Relativitätstheorie – unbestimmt und damit offen. Da in der Quantenmechanik – wie erwähnt – physikalische

Die Quantenwelt ist quasi ein Reich ohne Reihenfolge.



Radfahren hält jung, vor allem wenn man Lichtgeschwindigkeit erreicht, wie auf diesem Simulator in einer Einstein-Ausstellung.

Größen immer nur in ganz bestimmten, diskreten Portionen (Quanten) auftreten, unterliegt vermutlich auch die Zeit einer Quantelung. Ist dem so, dann mutiert Zukunft von einem Ort naturgesetzlichen Zwangs wieder zum Hort aller Möglichkeiten.

Wie wird die Zeit-Kontroverse ausgehen? Kann die Relativitätstheorie etwa die Zeit wieder zum Fließen bringen, ohne zu Newtons absoluter Zeit zurückzukehren? Nur, wenn es zu einer Erweiterung kommt, die konstatiert, dass zwar der Raum stillzustehen vermag, nicht jedoch die Zeit. Die Zeit würde dann wieder unerbittlich fließen, aber nicht überall gleich. Denn sie bleibt ja nach wie vor abhängig von der Gravitation und der Geschwindigkeit des Bezugssystems. Die Quantenphysik indes hat andere Möglichkeiten, Zeit zum Fließen zu bringen. Bereits Einstein vermutete, dass die Relativitätstheorie möglicherweise quasi nur eine Art großräumige Mitteilung über eine tiefere Wirklichkeitsschicht sei. Eine, die eine mikroskopisch kleine Struktur aufweist. Sollte Zeit tatsächlich wie Materie und Energie aus fundamentalen Strukturen aufgebaut sein, dann bekäme sie auch ihre fundamentale Bedeutung zurück. Es gibt mehrere Ansätze, Relativitätstheorie (Gravitation) und Quantenmechanik zu einer Theorie der Quantengravitation zusammenzufassen. Etwa durch die String- oder die Loop-Theorie. Beide Theorien postulieren völlig neue Vorstellungen von „Teilchen“ – winzige Strukturen

Es gibt gleichsam unendlich viele „Sanduhren“, die allerorten neue Zeit generieren.

weit unterhalb jener Dimensionen, mit der es Teilchenphysiker bislang zu tun haben. Es geht dabei nicht um irgendwelche punktförmigen Objekte, sondern um Schwingungszustände winzigster Fäden oder Saiten (Strings) oder um die Knotenpunkte eines über Schleifen (Loops) verknüpften raumzeitlichen Netzwerks. Die Schleifen-Quantenkosmologie beispielsweise löst den herkömmlichen kontinuierlichen Zeitbegriff zugunsten einer diskreten, nur an bestimmten Punkten definierten Zeit auf. Anders als im Raum-Zeit-Kontinuum Einsteins sorgen quantenmechanische Vorstellungen dafür, dass sich die Raumzeit in aller kleinste Einheiten – quasi in „Raumzeit-Atome“ – aufteilen lässt. Die Einführung einer diskreten Zeit hat indes nicht nur bedeutende Auswirkungen auf die Struktur der Raumzeit

selbst, sondern berührt auch die Frage nach der Materie- und Energiedichte des Universums. Während bei Annahme einer kontinuierlichen Zeitachse die Energiedichte beliebig ansteigen kann – was unweigerlich zum Kollaps des Universums führt –, bleibt die Energieaufnahme-Kapazität eines diskreten Zeitgitters stets begrenzt. Denn so ein Gitter funktioniert wie ein poröser Schwamm. Einmal vollgesogen, wird überschüssiges Wasser einfach abgestoßen. Ganz ähnlich reagiert auch der Schleifen-Quantenkosmos in der Situation des Urknalls, dem denkbar höchstenergetischen Ereignis des Universums: Ist der Zeitpunkt der maximalen Energieaufnahme erst einmal erreicht, wirkt das Zeitgitter für zusätzliche Energie abstoßend. Abstoßende Kräfte bewahren die Raumzeit nicht nur vor dem Untergang, sie ermöglichen sogar eine Welt vor dem Urknall.

Kein starres Gitter

Es gibt auch noch ein weitaus radikaleres Zeit-Konzept: „Raumzeit-Atome“ bilden demnach kein starres Gitter, sondern können sich quasi vermehren und dadurch die Zeit überhaupt erst erschaffen. Die Vermehrung kommt durch spontane Entstehung neuer Elemente gemäß gewisser Wahrscheinlichkeiten zustande, was partiell zur Ansammlung neuer „Raumzeit-Atome“ führt. Damit wäre ein schrittweises Anwachsen der Raumzeit möglich. Aus einer körnigen Struktur der Raumzeit folgt aber auch, dass Zeit nur scheinbar als kontinuierlicher Strom fließt. Denn gequantelte Zeit kommt immer nur ruck- und portionsweise voran – wobei jeder Ort gemäß der Relativitätstheorie wiederum sein eigenes Tempo hat. Es gibt quasi unendlich viele „Sanduhren“, die allerorten neue Zeit generieren.

Wie spekulativ dies alles auch sein mag, mit den „Raumzeit-Atomen“ hat die Physik immerhin endlich eine Erklärung dafür gefunden, wie Zeit überhaupt voranschreiten kann. Und möglicherweise ist diese Spekulation sogar nachweisbar. Falls Raumzeit nämlich nicht kontinuierlich (glatt) ist, sondern diskret (gekörnt), dann sind Störungen im Zeitfluss unvermeidlich. Ideen für einen experimentellen Aufbau zur Messung derartiger Störungen gibt es bereits. Ob sich Belege für eine Körnung der Zeit finden lassen, wird indes erst der Lauf der Zeit erweisen. ◀

Vom Thron gestoßen

Die Uhr verliert ihre Macht. Was bedeutet das für unser Leben?

KARLHEINZ GEISSLER

Die Uhr, deren wichtigste Aufgabe es einmal war, für das reibungslose Funktionieren einer auf Wachstum ausgerichteten Ökonomie zu sorgen, kann ihre Aufgaben heute nicht mehr erfüllen. Das bedeutet das Ende jener

Zeiten, auf die hin die Menschen bisher verpflichtet wurden. Der Zeitforscher Karlheinz Geißler beschreibt Gründe und Folgen dieses sich wandelnden Zeitgeistes.

Wir sind gegenwärtig Zeugen, Täter und zugleich Opfer eines Prozesses, in dem jene Zeitordnung an Gestaltungskraft und Wirkmächtigkeit einbüßt, die sich am Vorbild der Uhr ausgerichtet und stabilisiert hat. Es sieht ganz so aus, als hätte die über Jahrhunderte erzwungene Freundschaft mit der Uhr heute ein Ende. Wie dem Autoreifen die Luft, entweicht der Uhr der Einfluss auf die Zeitorganisation. Die Uhr kann gehen – aber anders als die Uhrmacher sich das vorstellen. Mag das auf den ersten Blick als eine bedrohliche Botschaft wahrgenommen werden, macht der zweite optimistischer.

Die Zeiten ändern sich. Von 270 französischen Klöstern hatten bereits vor zehn Jahren nur noch 25 keinen Internetanschluss. Das Leitmedium Internet kennt keine Uhrzeit, es braucht sie nicht. Über lange Zeit war die Uhr eine moderne Heldenfigur. Aus ihr ist heute eine Heldin auf dem Rückzug geworden. Zeitgenossen, die ihr die Treue halten, liefern sich der Gefahr aus, den Zug der Zeit zu verpassen.

Die traditionellen Zeitansager an Kirchtürmen, Rathäusern, Verkehrsknotenpunkten, in Schulen und Amtsgebäuden verlassen den öffentlichen Raum und verkriechen sich in die Ecken und Spalten der Nutzeroberflächen. Nicht einmal mehr für die traditionelle Freundschaftskultur, bei der man sich am Bahnhofsvorplatz zu einer vereinbarten Zeit unter der Uhr verabredet hat, braucht man sie. Facebook und Smartphone machen sie überflüssig.

Die Uhr verlässt den Thron der Zeitmacht, um für das internetfähige Mobiltelefon Platz zu machen. Von den Diktaten der Uhr befreit, folgen wir seinen Imperativen inzwischen willig. Die Zeitanzeige der Uhrzeiger wird so überflüssig wie die Glocke, mit der die Wallstreet täglich den Handel eröffnet und abschließt. Die Reparatur altehrwürdiger Turmuhren geschieht, wird sie nicht ganz unterlassen, erst nach längerem Stillstand. Trotzig beharren die defekten Uhren auf ihrer monatelang unveränderten Zeitanzeige. Der Uhrmacher taucht inzwischen in Statistiken und Abhandlungen vom Aussterben bedrohter Berufe auf. Die Handwerkskammern melden deutliche Rückgänge bei den Uhrmachermeisterbetrieben. Kein Wunder, dass Berufsberater Schulabgängern ihren Berufswunsch „Uhrmacher“ mit der Warnung ausreden, sie würden in Zukunft nicht mehr gebraucht.

Der Rückzug der Uhren beschränkt sich jedoch nicht auf ihren Schwund im öffentlichen Raum, er zeigt sich auch am Armaturenbrett unserer Autos. Es ist noch nicht allzu lang her, da gehörte eine gut sichtbare Uhr zur Grundausstattung eines jeden



Kraftfahrzeugs. Reserviert war für sie der prominente Platz an der Tafel mit den Messanzeigern direkt hinter dem Steuer. „Uhren“ aber, meldete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Ende 2012 auf ihrer Seite „Auto und Verkehr“, selbst etwas erstaunt über die Entdeckung, „gehören offenbar nicht mehr ins Armaturenbrett.“ Unbescheidene Touchdisplays haben ihren Platz vor und neben dem Steuer eingenommen. Die Zeitanzeige hingegen versteckt sich, als sei es ihr peinlich, irgendwo am Rande des Displays. Die Uhr, deren wichtigste Aufgabe es einmal war, für das reibungslose Funktionieren einer auf Wachstum ausgerichteten Ökonomie zu sorgen, kann ihre Aufgaben heute nicht mehr erfüllen. Sie verlässt daher, mal geschubst, mal gezwungen, eher selten freiwillig ihren bisherigen repräsentativen Herrschaftssitz.

Doch es wäre ein Missverständnis, das Siechtum der Uhr mit dem der Zeit zu verwechseln, aber es ist das Ende jener Zeiten, auf die hin die Menschen bisher erzogen, dressiert und verpflichtet wurden und an die sie sich gewöhnt hatten. Dieser Wandel des Zeitgeistes hat Gründe und Ursachen. In der von

Es ist das Ende jener Zeiten, auf die hin die Menschen bisher erzogen, dressiert und verpflichtet wurden.

digitalen Codes unterwanderten technoiden Gesellschaft des 21. Jahrhunderts zeigen sich tiefgreifende Verschiebungen der zeitlichen Orientierungssysteme und des Umgangs mit Zeit. Schreibmaschinen haben die Bürowelten verlassen, der Takt verabschiedet sich aus dem Arbeitsalltag und Uhren wandern aus dem öffentlichen Raum aus. Alles Rückzüge, die gravierende Auswirkungen bis tief hinein in die menschlichen Gewohnheiten, Gesten und Empfindungen haben. Sie begleiten den Wandel von der industriellen zur digitalen Gesellschaft.

Seit 1970 etwa geriet das der linearen Uhrzeit abgeschautete Zeitordnungsmodell des „Eins-nach-dem-anderen“ ins Stottern und wurde von den Zeitordnungsprinzipien der Gleichzeitigkeit und des Nonstop bedrängt und abgelöst. Informationen, die heute als wertvollste Wirtschaftsgüter gelten, werden mit nicht mehr steigerungsfähiger Lichtgeschwindigkeit in einem globalisierten Raum transportiert. Wissen ist jederzeit, überall und gleichzeitig verfügbar. Globaler als global kann es nicht mehr werden und schneller, als sich das Licht fortbewegt, auch nicht. Einmal in weniger als einer Sekunde um die Welt ist heute keine Nachricht mehr wert.

Statt Uhrengemessen, Pünktlichkeit, Schönschreiben und Geadesitzen sind Flexibilität, Verdichtung und Beschleunigung zu Karriere- und Erfolgsgaranten geworden. Es ist nicht mehr länger der Lauf der Zeiger, dem man in den hochbeschleunigten Umgebungen folgt, es sind viele Zeiten, unterschiedliche Zeitmuster und rasch wechselnde Zeitqualitäten, die als Richtschnur dienen. Allem voran ist es die technologische Beschleunigung, die die Zeitwahrnehmung, die Zeitvorstellungen und das Zeithandeln in nur wenigen Jahrzehnten radikal verändert hat. Die quantifizierende Vernunft, von den Menschen einst in die Uhr hineingesteckt, um sie von ihr dann

Man könnte sie auch so lassen: Uhr am Stuttgarter Bahnhof.

wieder in Form des Taktes und der inhaltsleeren Zeigerzeit zur Verfügung gestellt zu bekommen, verliert, da die Industriegesellschaft in Rente geht, ihre richtungsweisende und ordnungsgestaltende Kraft. Und so nimmt die Zahl jener Zeitgenossen zu, die die Idee, die Zeit wie eine Schuhgröße zu quantifizieren, für keine allzu zukunftssträchtige halten.

Der Gesetzgeber macht bei diesem Wandel mit. Flexibilisiert, und das heißt, unabhängiger von den Zeiten der Uhr, wurden die einst zentral geregelten Öffnungszeiten von Geschäften, Dienststellen und Amtstuben und Regelungen in den Lebenswelten Arbeit und Freizeit. Die Uhr, die einst konsultiert werden musste, um nicht vor verschlossener Ladentüre zu stehen, hat ihre Servicefunktion verloren. Auch an Geld kommt man, der 24-Stunden-Dienst des Bankomaten macht's möglich, in finsterner Nacht.

Von weniger Takt und mehr zeitlicher Flexibilisierung versprechen sich Unternehmer, Politiker und Verbandsvertreter Umsatzsteigerungen, größeren Markterfolg und zufriedene Bürger und Bürgerinnen. „Das Kapital“, so Botho Strauß, „kommt allemal mit dem Chaos besser zurecht als mit strenger Ordnung“. Bei den Befürwortern der Internetökonomie rennt er mit dieser Diagnose offene Türen ein.

Steigt die Zahl derer, die erkannt haben, dass ein Leben ohne Uhr möglich, eventuell sinnvoll und ganz vielleicht sogar vernünftig ist, dann kann man in solchem Sinneswandel auch eine Art „Aufstand“ gegen die Zumutungen sehen, die die Uhr den Menschen auferlegt. Die Uhr hat die Zeitwahrnehmung und die Zeiterfahrung mechanisiert und denaturalisiert. Für den rationalen Uhrzeitmenschen, der überzeugt ist, er könne alle zeitlichen Abläufe, auch die der Natur, kalkulieren und steuern, sind die Sterne erloschen. Die Uhr überformt den



Alltag mit ihrem geregelten Gang, ihrem Takt und ihren quantifizierenden Zeiteinheiten. Sie steht für eine leblose Zeit, die in ihrem Verlauf einer Zahlenreihe folgt.

Andererseits war es in erster Linie die mechanische Uhr, die den Himmel entzauberte, die Zeit „entgottete“ und sie ihrer Mythen und Magie beraubte. Sie hat die Menschen aus dem „Zeitgefängnis“ der Natur „befreit“ und vom himmlischen Geschehen unabhängig gemacht. Problemlösungen im zeitverdichteten 21. Jahrhundert verlangen einen elastischeren und flexibleren Umgang mit Zeit und eine beweglichere zeitliche Reglementierung, als sie Uhren bereitstellen und vorgeben. Die Logik des rigiden „Entweder-Oder“, des „zu spät“ oder „zu früh“, des „Pünktlichen“ oder „Unpünktlichen“, zu der die Zeiger und ihr starres Verlaufsprogramm zwingen, blockiert situationsspezifisches und innovatorisches Zeithandeln. Die quantitative Zeit der Uhr kappt die Verbindung zum Geschehen jenseits des Räderwerks.

Entzauberter Himmel

Darüber klagte der unstete und unglückliche Dramatiker Heinrich von Kleist (1777–1811) in Worten, wie man sie von heutigen Zeitgenossen auch häufig hört: „Ach, es ist meine angeborene Unart, nie den Augenblick ergreifen zu können und immer an einem Orte zu leben, an welchem ich nicht bin, und in einer Zeit, die vorbei oder noch nicht da ist.“

Die Uhr hat den Zeithimmel leer gemacht und, wie wir heute zu erkennen gezwungen werden, die irdischen Zeiten auch ihrer Vielfalt beraubt. Sie hat die Zeit, die kein Ding ist, zu einem Ding gemacht. Wie ein strenger Chef, der einem bei der Arbeit ständig über die Schulter schaut, kontrollieren die Zeiger das menschliche Zeitleben und trennen den Umgang mit der Zeit vom Naturzusammenhang. Der Philosoph Martin Heidegger (1889–1976) sprach von zunehmender „Leibvergessenheit.“ Ohne den Abschied von den Zeiten Gottes hin zu den Zeiten der Kaufleute hätte der Kapitalismus, der heute annähernd alle Bereiche des Lebens erobert und sich untergeordnet hat, niemals jene Betriebstemperatur erreicht, die ihn in unseren Zeiten zwingt, sich von der Uhr als temporaler Energiequelle zu verabschieden.

Und mit diesem Abschied gehen dann auch die Zeiten zu Ende, in denen die Schnellen vom Leben und die Langsamen von ihren Chefs bestraft werden. Die komplexen Dynamiken der digitalisierten Ökonomie und die des globalisierten Lebens lassen sich weder auf eine einzige Zeitvorstellung einschränken noch in einer einheitlichen Erzählung bündeln. Darauf hat, als sich die Uhr noch auf dem Höhepunkt ihrer Macht befand, der Göttinger Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) bereits aufmerksam gemacht: „Ich wette hundert gegen eins, wenn Eure Taschenuhren Eure Vernunft hätten, es würde keine mit der anderen gleichgehen.“

Denn, so lässt sich mit Johann Gottfried Herders (1744–1803) Auslegung des Predigertextes ergänzen: „Eigentlich hat jedes veränderliche Ding das Maß seiner Zeit in sich; dies besteht, wenn auch kein anderes da wäre; keine zwei Dinge der Welt haben dasselbe Maß der Zeit – es gibt also (man

kann es eigentlich und kühn sagen) im Universum zu einer Zeit unzählbare viele Zeiten.“ Die Buntheit lebendiger Zeiterfahrung und die Einfachheit technisch hergestellter Uhrzeit lassen sich, selbst bei bestem Willen und mit größter Anstrengung nicht harmonisieren. Die zauberhaften Momente des Lebens, die „gefühlte“ immer zu kurz sind, haben nichts mit den exakten, gefühllosen Minuten auf dem Ziffernblatt zu tun. Uhrzeiten, die es an Rücksicht auf Zeitwahrnehmung und Zeiterleben fehlen lassen, nehmen dem Leben das Leben. Uhren sind keine Maschinen zur Zeitbeglückung. Obgleich sie zur Mehrung des Geld- und Güterwohlstandes beitragen, machen sie nicht zufrieden. Daher wird das Uhrzeitleben dauerhaft von der Frage begleitet: Ticken wir eigentlich noch richtig?

Die erstaunliche Erfolgsgeschichte der Uhr ist eng mit der Idee der Selbstbefreiung und der „Erlösung“ aus eigener Kraft verbunden. Sie hat die Menschen unabhängiger vom zeitlichen Geschehen in der Natur gemacht und hat viel dazu beigetragen, das Zeitgeschehen überschaubarer, berechenbarer und verständlicher zu machen. Die Uhr hat es den Subjekten ermöglicht, sich nicht nur als Opfer, sondern auch als Täter des Werdens und Vergehens zu sehen, zu verstehen und zu erfahren. Und trotzdem kommt Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, zur Feststellung: „... wollen wir auch nicht (...) vergessen, dass der heutige Mensch sich in seiner Gottähnlichkeit nicht glücklich fühlt.“

Die mit dem mechanischen Zeitmesser in die Welt gesetzte Vorstellung, der Mensch könne sein Tun und Lassen und das Werden und Vergehen beliebig beeinflussen und sei in der Lage, die Zeit managen und in den Griff nehmen zu können, hat sich jedoch als trügerisch herausgestellt. Es sieht so aus, als hätten heute die Probleme mit der Uhrzeit ein Ende. Kein Grund zu Jubelausbrüchen. Denn kaum wird's besser, zwick't's auch schon an anderer Stelle. Statt Uhrendiktate leere Akkus, unvorhersehbare Funklöcher und unauffindbare Smartphones. Auch wenn die Erfolgsgeschichte der Uhr an ihrem Ende angekommen ist, Chaos bricht nicht aus. Weder drehen

Statt Uhrendiktate nun leere Akkus, unvorhersehbare Funklöcher und unauffindbare Smartphones.

die Normaluhren durch, noch rattern die Digitaluhren ihre Zahlen willkürlich herunter. Uhren wird es weiterhin geben, wie auch Pferde und Segelschiffe. Die Umsätze bei Gebrauchsuhren werden rückläufig sein, die der teuren Luxusuhren auch künftig steigen. Sicher ist auch, dass man weiterhin Uhren bekommt, bei denen der Kuckuck meldet, was die Stunde geschlagen hat. Sie gehören, so lang Flugzeuge abheben, zu den beliebtesten Last-Minute-Mitbringenseln aus dem Flughafen-Shop. ◀

LITERATUR

Karlheinz A. Geißler: Die Uhr kann gehen. Das Ende der Gehorsamkeitskultur. Hirzel Verlag, Stuttgart 2019, 195 Seiten, Euro 19,80.

Kreisen bis zur Ewigkeit

Die Zeit in den Religionen der Welt

ADELHEID HERRMANN-PFANDT

Die Religionen der Welt haben unterschiedliche Vorstellungen von Zeit hervorgebracht. Während im Christentum, Judentum und Islam die Zeit linear vergeht, folgen etwa Buddhismus und Hinduismus einer zirkulären Zeitvorstellung. Adelheid Herrmann-Pfandt, außerplanmäßige Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Marburg, gibt einen Überblick.

In den Feldern nahe beim Dorf Goseck in Sachsen-Anhalt liegt eines der bemerkenswertesten Bauwerke der europäischen Vorgeschichte. Das älteste Sonnenobservatorium der Welt, vor fast siebentausend Jahren errichtet, 1991 aus der Luft entdeckt, ausgegraben und heute originalgetreu wiederaufgebaut, besteht aus einer kreisrunden doppelten Palisadenreihe, die von Wall und Graben umgeben ist. Bestimmte Lücken in den Palisadenwänden ermöglichen vom Kreiszentrum aus den Blick zu jenen Stellen am Horizont, an denen zur Winter- und Sommersonnenwende die Sonne auf- oder untergeht. Mit Hilfe solcher Anlagen, von denen man in Europa bisher mehr als 130 gefunden hat, konnten unsere in der Jungsteinzeit sesshaft gewordenen, nunmehr vom Ackerbau abhängigen Vorfahren sich in den Jahreszeiten orientieren, um wichtige Zeitpunkte wie den besten Aussaattermin nicht zu verpassen.

Die Kreisgrabenanlage von Goseck war jedoch nicht nur für die materielle Existenzsicherung da, sondern wurde zugleich als Heiligtum genutzt, wie wir unter anderem anhand von Gruben mit Opfern an die Götter erkennen. Man glaubt, dass dort große Rituale stattfanden, wofür die unglaublich gute Akustik im Kreisinnern sicherlich hilfreich war. Noch heute haben viele Besucher einen Sinn dafür, an einem heiligen Ort zu stehen, denn auf dem in der Kreismitte eingelassenen Stein mit astronomischen Erklärungen habe ich bei meinem diesjährigen Herbstbesuch in Goseck eine Menge Opfergaben gefunden, darunter Früchte, Nüsse und kleine Steine. Ein solcher Ort weckt Ehrfurcht, nicht nur vor der astronomischen Expertise unserer frühen Vorfahren, sondern vor allem vor der Schöpfung, dem Kosmos, dessen Struktur das Bauwerk „lesbar“ zu machen suchte.

Dieses eindrucksvolle Heiligtum gehört zu den frühesten Zeugnissen für die menschliche Bemühung, sich im Kontinuum der Zeit zurechtzufinden. Was ist Zeit? Obwohl wir dies intuitiv zu wissen meinen, ist es nicht einfach, die Frage zu beantworten. Die Zeit ist eine der Grundbedingungen der Existenz,



der menschlichen Welterfahrung und damit auch der Religion. Zeit und Raum bilden zusammen jene Wirklichkeit, in der sich alle Bewegung und alles Leben abspielt. Welcher Weltdeutung wir auch immer anhängen, welche Religion oder Philosophie unser Leben bestimmt, die Zeit wird darin immer eine Rolle spielen, nicht zuletzt weil der Tod, der unserer individuellen Zeit ein Ende setzt, unumgänglich zu jedem Leben dazugehört.

Der Fortgang der Religionsgeschichte seit dem Neolithikum hat eine Vielzahl an religiösen Deutungen der Zeit hervorgebracht, von der „Heilsgeschichte“ über die „Zeitlosigkeit“ besonders heiliger Augenblicke bis zur „Ewigkeit“. Der vielleicht grundlegendste Unterschied ist der zwischen linearem und zyklischem Zeitverständnis.

Modell Mensch

In der linearen Zeitauffassung mit ihrer Geschichtsbezogenheit leben die meisten von uns im Westen; sie gehört zu den drei großen monotheistischen Religionen. Sie beginnt in einem bestimmten Zeitraum, der religiös als Schöpfung, säkular als Weltentstehung nach dem Urknall gedeutet wird, und endet am „jüngsten Tag“, den Juden, Christen und Muslime gleichermaßen erwarten, mit dem „jüngsten Gericht“, gefolgt von einer zeitlosen Zeit, für die wir je nach individuellem Glauben das Paradies oder die ewige Seligkeit erhoffen oder die ewige Verdammnis befürchten. Das Modell, anhand dessen sich das lineare Zeitverständnis entwickelt hat, ist wohl das menschliche Leben, das von einem konkreten Anfang in der Geburt bis zu seinem Ende, dem Tod, läuft und innerhalb dieser Zeitspanne durch eine Abfolge bestimmter Phasen, von der Jugend über



Vor rund siebentausend Jahren wurde das Sonnenobservatorium in der Nähe des Ortes Goseck in Sachsen-Anhalt errichtet.

hat. Bis dahin ist die Wiedergeburt zum nächsten Leben unausweichlich, und sie kann in jeder nur denkbaren Gestalt, von der Ameise bis zum Gott, erfolgen, je nachdem wie viel positive oder negative Handlungsenergie (Karma) der Mensch im jetzigen oder in vorherigen Leben gesammelt hat. Erst wenn alles Karma erloschen, neutralisiert, „abgearbeitet“ ist, erfolgt das, was Hindus Moksha (Erlösung) und Buddhisten Bodhi (Erleuchtung) nennen. Man tritt in einen Zustand jenseits aller Wünsche, Genüsse und Gefühle, das Nirvana, ein und ist von dem Zwang, eine neue Wiedergeburt anzutreten, befreit.

Die Zeiträume, um die es in den zyklisch orientierten Religionen geht, können ein menschliches Leben jedoch bei Weitem übersteigen. Ein von Heinrich Zimmer nacherzählter Mythos aus der heiligen Literatur Indiens macht dies deutlich. Indische Götter sind keine ewigen Mächte, sondern leben eine bestimmte, wenn auch sehr lange Zeit, dann sterben sie und werden durch den nächsten Gott, die nächste Göttin desselben Namens ersetzt. Indiens Götter sind auch, ähnlich wie die griechischen Götter, nicht von unendlicher Weisheit, sondern haben Gefühle und machen Fehler. Der Gott Indra, der König der Götter, ist zum Beispiel sehr ehrgeizig und will seine Königsstadt zu einem architektonischen Wunder ausbauen. Eines Tages erhält er Besuch von einem Knaben, der ihn darüber informiert, dass sein Leben einundsiebzig Äonen dauern werde,

*Eines Tages kommt ein Weltuntergang,
nach dem der Zyklus wieder von vorne beginnt.*

wobei jeder Äon eine hohe Anzahl an Jahren enthalte, dann aber enden werde. Der Knabe zeigt auf einen Zug Ameisen, der durch den königlichen Palast zieht, und sagt, dass jede einzelne dieser Ameisen einmal ein Indra, ein Vorgänger des jetzigen Götterkönigs, gewesen sei, der aufgrund seines Karmas nun als Ameise leben müsse. Als der Götterkönig dies gehört hat, vergisst er seinen Stolz, wird demütig und wünscht sich nur noch eines: Erlösung aus dem Geburtenzyklus.

Eine andere Erscheinungsform des zyklischen Zeitverständnisses der Inder ist die Lehre von den vier Weltzeitaltern (Yugas), aus denen jeder Weltzyklus besteht und die eine absteigende Entwicklung nehmen, insbesondere was die Moral der Menschen angeht. Im ältesten der vier Weltzeitalter leben alle nach dem Dharma, dem Weltgesetz, und erfüllen, jeder und jede für sich, die ihnen aufgrund ihrer Geburt und sozialen Stellung zukommenden Aufgaben. Im zweiten und dritten Weltzeitalter nimmt die Ausrichtung am Dharma kontinuierlich ab, bis im heutigen finsternen Weltzeitalter, dem Kali-Yuga, Unwissen, Bosheit, Gier und Gewalt an die Macht gekommen sind und die meisten Menschen den Dharma nicht ausreichend respektieren. Eines Tages jedoch kommt ein Weltuntergang, nach dem der Zyklus wieder von vorne beginnt. Während im

die Erwachsenenzeit bis zum Alter, strukturiert ist. Von denen, die meinen, mit dem Tod sei alles aus, neigen einige zu einem gewissen Leistungsdruck: Sie wollen vor dem Tod alles Sehenswerte gesehen und alles Wissenswerte erfahren haben; es gibt auch diverse moderne Anleitungsbücher dazu. Viele religiöse Menschen sehen das irdische Leben als einen Weg auf Gott zu, in dessen Nähe sie ihre „Ewigkeit“ nach dem Tod zu verbringen hoffen. Je stärker sie diese ewige Zeit idealisieren, desto negativer bewerten sie oft das irdische Leben, das ihnen nur als ein unbedeutendes Durchgangsstadium, als „irdisches Jammertal“, erscheint.

Eine säkularisierte Form der Heilsgeschichte ist der Fortschrittsglaube, der aus der Erwartung besteht, dass die Welt, nicht zuletzt aufgrund der Fortschritte in Medizin und Technik, immer weiter voranschreitet und immer lebenswerter wird. Ereignisse wie die Kriegsverbrechen des letzten und der Terrorismus dieses Jahrhunderts können aber auch für die gegenteilige Erwartung sprechen und haben zu fortschrittspessimistischen Haltungen geführt, die von der Zukunft eher eine immer mehr ins Böse und Negative führende Entwicklung erwarten.

Eine eher zyklische Zeitauffassung finden wir im Hinduismus und Buddhismus. Das zyklische Denken orientiert sich am immer wiederkehrenden Jahreszyklus und sieht auch in größeren Zeiträumen eine ähnlich zyklische Struktur. Das menschliche Leben ist nach hinduistischer wie buddhistischer Auffassung kein einmaliger Ablauf, sondern unterliegt dem Kreislauf von Geburt, Tod und Wiedergeburt. Dieser endet nicht, bevor der Mensch nicht frei ist von irdischen Bedürfnissen und dem Hängen am Leben und bevor er nicht alle seine Vergehen aus diesem und vergangenen Leben gebüßt

Fotos: dpa

Christentum die Person und ihre Geschichte einmalig und unwiederholbar sind, gehört die Idee der ewigen Wiederholung des Gleichen zur zyklischen Weltansicht dazu. Während es im Westen die Größe Gottes ist, die die Menschen Demut lehrt, ist es im Osten eher die Größe der Zeit, in der sich wieder und wieder das Drama der Erlösung abspielt.

Die buddhistische Lehre von den Weltzyklen ähnelt der hinduistischen, setzt aber eigene Schwerpunkte. Nach dem buddhistischen Lehrer Vasubandhu (viertes Jahrhundert nach Christus) gibt es die sechs Lebensbereiche der Götter, Menschen, Tiere, Hungergeister und Höllenwesen. Die ersten drei sind gute, die anderen schlechte Lebensbereiche. Der Anfang eines Weltzyklus setzt ein, wenn das erste Wesen

Rituale gehören zu Feiertagen dazu, um die heilige Zeit auch auf der körperlichen Ebene zu erleben.

im Bereich der Götter wiedergeboren wird. Da auch Götter, wie gesagt, Fehler machen, werden bald einige von ihnen in schlechteren Lebensbereichen wiedergeboren, bis auch die unterste Hölle Bewohner enthält. Das ist der Normalzustand der Welt. Irgendwann leert sich die unterste Hölle jedoch wieder, und der ganze Zyklus kehrt sich um, bis schließlich kein Lebensbereich mehr Bewohner enthält. Dann wird auch die Welt selbst durch einen großen Brand vernichtet, und danach geht derselbe Zyklus von vorne los.

In Hinduismus und Buddhismus „hat“ ein Mensch mehr Zeit auf der Erde, weil er nicht alles in diesem einen Leben erledigen muss, er kann vieles auch für künftige Leben „aufheben“. Die Vorstellung, dass man die Arbeit an sich selbst und an der eigenen Erlösung über mehrere Leben hin fortführen kann, ist auch für manche Esoteriker im Westen attraktiv, die meist die Wiedergeburtstheorie als eine Chance sehen, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen und in einem neuen Körper weiterzumachen. In Asien dagegen wird die Notwendigkeit

weiterer Geburten als Unheil gesehen und die Erlösung aus dem Geburtenkreislauf als das eigentlich Attraktive begriffen.

Alle Religionen besitzen das Konzept des Feiertags, des „Heiligtums in der Zeit“, wie Rabbi Abraham Joshua Heschel ihn genannt hat, eines Zeitraumes, in dem man sich auf das Göttliche besinnt und Gebet, Meditation, Ritual in den Vordergrund des Lebens stellt und der so wichtig ist, dass die Zehn Gebote seine unbedingte Einhaltung fordern. Jährliche Festtage sind der Geburt des Religionsstifters gewidmet oder erinnern an Ereignisse, die zum Heil der Menschen gedient haben. So erinnert die zehntägige Durga-Puja an die Tötung eines bösen Büffeldämons durch die hinduistische Göttin Durga, das muslimische Opferfest an Abrahams von Gott verhinderte Opferung seines Sohnes, das Vesakh-Fest zugleich an Geburt, Erleuchtung und Tod des Buddha, das Passahfest an die Befreiung des Volkes Israel aus dem „ägyptischen Sklavenhaus“. In Naturreligionen wie der von Goseck haben die von den Gestirnen abhängigen Tage wie Sonnenwenden oder Tag- und Nachtgleichen eine besonders heilige Bedeutung und werden noch heute im Neopaganismus, zum Beispiel nach dem keltischen Kalender, als Jahresfeste gefeiert. Rituale gehören zu allen Feiertagen dazu, um die heilige Zeit auch auf der körperlichen Ebene zu erleben. Das gilt auch für die wöchentlichen Feiertage, etwa für den Sonntag als Auferstehungstag im Christentum, den Samstag als Ruhetag des Schöpfers im Judentum, den Mittwoch als Tag des Gottes Ganesha im Hinduismus.

Vielen Religionen gemeinsam ist die Idee, dass die Zeit der irdischen Welt angehört und man zur Gottheit oder zum Göttlichen kommt, wenn man die irdische Welt transzendiert, ob dies nun zeitlich begrenzt in Ekstase, Meditation oder Gebet geschieht oder beim Sterben als Eingehen in die Ewigkeit. Gott oder Nirvana sind im Unterschied zur Welt und zu uns selbst zeitlos, ewig. Für viele Menschen ist es ein Trost, dass sie durch ihre Glaubenspraxis diese Zeitlosigkeit erfahren können und so einen erlebbaren Anteil an der göttlichen Ewigkeit haben. ◀



Besucher und Besucherinnen des Observatoriums während der Sommersonnenwende.

Passiert noch was?

Ansichten und Theorien über das Ende der Zeit in der Ewigkeit

MARKUS MÜHLING

Was ist Ewigkeit? Während das biblische Verständnis dieses Begriffes eher schlicht ist, haben Theologen und Philosophen teils recht komplexe Modelle entworfen, um sich der Ewigkeit gedanklich anzunähern.

Markus Mühling, Professor für Systematische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, stellt einige von ihnen vor.

Auch wenn unsere Zeit nach Psalm 31 in Gottes Händen steht und nach Kohelet 3,11 die Ewigkeit in unser Herz gelegt ist, so sind biblische Verständnisse von Zeit und Ewigkeit auf den ersten Blick eher schlicht: Der alttestamentliche Ausdruck „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ bedeutet eher eine lange Zeit in unendlicher Fortdauer oder eine unmessbare Zeit. Im Neuen Testament ist, vor allem bei Lukas, Jesus zwar als die Mitte der Zeit verstanden, aber auch hier ist die Ewigkeit meist eher als unendliche Dauer vorgestellt.

Es verwundert daher nicht, dass Christen die biblischen Vorstellungen dann stets im Zusammenhang mit Vorstellungen der Umwelt behandelt haben oder kreativ neue Bestimmungen von Zeit und Raum fanden. Die meisten Auffassungen der Ewigkeit erkennen, dass Ewigkeit durchaus unanschaulich ist – und so setzen sie bei der Zeit an, versuchen diese zu ergründen und zu beschreiben. Die Ewigkeit erhält man, wenn man bestimmte Operationen an diesem Zeitverständnis vornimmt. Man kann vier verschiedene Modelle unterscheiden:

Verneinung der Zeit

Der Kirchenvater Augustinus von Hippo (354–430) verstand die Zeit als eine Ausdehnung der geschaffenen und gefallenen Seele. In der Außenwelt existiert sie nicht. Denn die Vergangenheit ist vergangen, nicht da. Die Zukunft ist noch nicht, also gibt es sie auch nicht. Die Gegenwart ist aber nur der Übergang von Zukünftigem in Vergangenes – und damit von etwas, das es nicht gibt, in etwas, das es auch nicht gibt. Also gibt es sie auch nicht. Wir alle empfinden im Inneren aber die Gegenwart. Und hier, in der Seele, gibt es Zeit als Ausdehnung der Gegenwart: Die Gegenwart der Vergangenheit ist die Erinnerung, die Gegenwart der Zukunft ist die Erwartung und die Gegenwart der Gegenwart ist die Wahrnehmung. Für Augustin sind Ewigkeit und Gott gleichbedeutend. Ewigkeit und Gott sind hier unveränderlich gedacht, als die Verneinung der Zeit, als das Gegenteil der Ausdehnung: Ewigkeit ist Zeitlosigkeit. Augustinus berichtet von einer Scherzfrage: Was hat Gott gemacht, bevor er die Zeit geschaffen hat? Die Hölle, für die bösen Buben, die solche Fragen stellen. Die Frage nach einem



Foto: dpa

„vor“ der Schöpfung ist sinnlos, weil ein „vor“ schon immer Zeit bedeutet. Die Schöpfung ist nicht in der Zeit entstanden und endet auch nicht in der Zeit, sondern die Zeit ist selbst ein Geschöpf. Sie kommt erst mit der Schöpfung und vergeht mit ihr. Die Hoffnung für die Seele des Menschen – denn nur um die Seele geht es Augustin – ist: Die Ausdehnung kann rückgängig gemacht werden, und sie kann so an der Zeitlosigkeit der Ewigkeit teilhaben. Aber: In dieser Ewigkeit passiert nichts. Denn Geschehen setzt scheinbar Zeit voraus. Die Mystiker der folgenden Jahrhunderte haben das geschätzt: Heinrich Seuse (gestorben 1366) hofft, dass seine Seele in der Ewigkeit aufgehoben wird, wie ein Tropfen Wein in einem unendlichen Ozean.

Vollständige Gleichzeitigkeit

Der Philosoph und Theologe Boethius (gestorben 525) verstand die Ewigkeit als vollständigen Besitz der Zeit. Die Zeit gleicht einer Wanderung durch ein gewundenes Tal bergan: Wir wissen nicht, was nach der vorauslaufenden Biegung kommen wird – wir kennen also die Zukunft nicht. Wir



sehen auch nicht, was hinter den Kurven des vergangenen Weges liegt. Wir vergessen die Vergangenheit. Die Ewigkeit gleicht einem Beobachter auf dem höchsten Berg: Er sieht den ganzen Weg gleichzeitig. Unsere Ewigkeitshoffnung ist, oben anzukommen und an dieser Aussicht auf das Ganze der Zeit teilzunehmen. Allerdings: Etwas Neues passiert hier nicht. Während das zeitliche Leben einem Film gleicht, den man sich anschaut, gleicht die Ewigkeit der Betrachtung der ausgerollten Filmrolle. Vielleicht können Sequenzen herausgeschnitten werden, neue kommen nicht hinzu. Deutlich ist auch, dass die Offenheit der Zukunft eine Illusion ist. Denn in der Ewigkeit ist alles schon geschehen.

Teilweise Gleichzeitigkeit

Seit Duns Scotus (gestorben 1306), dem schottischen Theologen und Philosophen, wird dieses Bild modifiziert. Der Beobachter in der Ewigkeit befindet sich nicht auf einem Berg, sondern er begleitet die Wandernden in der Zeit von einer erhöhten Perspektive, etwa von einem Flugzeug aus. Er kann die Vergangenheit und die Gegenwart gleichzeitig sehen, nicht aber die Zukunft: Hier sind nur mögliche Wege und Abzweigungen sichtbar, aber vollständig; Während die Wandernden nicht wissen, wie die Wege nach den Abzweigungen weitergehen, sieht das der Beobachter in der Ewigkeit. Und er kann auch Einfluss darauf nehmen, welche zukünftigen Wege die Wandernden nehmen sollten. Das Ende ist hier noch offen, und kann von den zeitlichen Geschöpfen und Gott gestaltet werden. Wenn es aber erreicht ist, ist der Effekt derselbe: Das vollständige Betrachten der Zeit, ohne dass Neues geschieht.

Unendliche Zeit

Der britische Religionsphilosoph Richard Swinburne (geboren 1934) vertritt ein Modell der Ewigkeit als unendliche Zeit. Er unterscheidet zwischen der „Topologie“ der Zeit, also zwischen dem „Vorher“ und „Nachher“ von Ereignissen und von Geschehen, sowie zwischen der „Metrik“ der Zeit,

dem konstanten Fluss der Zeit und deren Messbarkeit mit Uhren. Die Schöpfung und das Ende der Zeit beziehen sich nur auf Messbarkeit, nicht auf das Geschehen. Auch vor der Schöpfung in Gottes Ewigkeit ist etwas passiert, aber nicht in messbarer Zeit. Auch nach der Schöpfung in Gottes Ewigkeit wird etwas passieren, aber nicht messbar. In der Ewigkeit geschieht etwas, auch Neues. Aber alle Ereignisse folgen dann, wenn sie folgen. Ein Geschehensablauf ohne messbare Zeit bedeutet, dass es keine Langeweile und keinen Zeitdruck mehr gibt. Bildlich gesprochen: Prüfungen kommen erst und genau dann, wenn man ideal vorbereitet ist. Für das Problem des Vergessens der Vergangenheit vertritt Swinburne das Modell der teilweisen Gleichzeitigkeit.

Das Problem an all diesen Modellen ist, dass es sich um eine „natürliche Theologie der Zeit“ handelt: Man setzt das, was man über die Zeit erkannt zu haben meint, voraus, und modifiziert es mittels menschlicher Vernunft: durch Verneinung, durch Integration oder durch (teilweise) Identifikation. Das nimmt weder die biblischen Zeugnisse – etwa die großartigen Hoffnungsbilder – ernst, noch den Grundsatz der Offenbarung: Gott, der ewig ist, kann nur erkannt werden, wenn er sich selbst zu erkennen gibt. Alle anderen Versuche, Gott oder die Ewigkeit zu erkennen, die von uns ausgehen, mögen eindrucksvoll sein. Sie sind aber nichts als menschliche Konstruktionen, die willkürlich sind, und so berechtigter Religionskritik zum Opfer fallen.

Offenbarung ist nichts Außergewöhnliches oder Vergangenes. Sie ist ein Alltagsgeschehen. Christen nehmen ihre Geschichte und die Geschichte der Welt in der Geschichte des Evangeliums wahr. Es gibt so eine Verschränkung: der Geschichte der eigenen Lebenswelt mit der des Evangeliums. In dieser Verschränkung geschieht Offenbarung, für jeden Christen.

Das Evangelium hat eine dreifache Struktur. Es erzählt erstens von der Geschichte Gottes als Schöpfer der Welt mit seinem Volk Israel. Es erzählt zweitens von der Geschichte Gottes in Jesus Christus, der sich auf den Gott Israels als seinen Vater bezieht und dessen Herrschaft anbrechen lässt.



Es erzählt drittens von dem Handeln Gottes (des Geistes) in der Geschichte der Vertrauenden, die den Anspruch Jesu verstehen und vertrauend anerkennen. In dieser dreifach aufeinander bezogenen Geschichte zeigt sich Gott und gibt sich zu erkennen – als dreifaltige Liebesgeschichte. Denn eine Offenbarung oder Selbstbekanntgabe ist nur eine solche, wenn der, der sich zu erkennen gibt, auch so ist, wie er handelt. Gott lebt also als eine dreifaltige Liebesgeschichte zwischen Vater, Sohn und Geist. Was hat das mit Ewigkeit zu tun? Ganz einfach: Wenn Gott ewig ist und Gott eine dreifaltige Liebesgeschichte ist, dann ist auch die Ewigkeit eine Liebesgeschichte – sie ist diese dreifaltige Liebesgeschichte – und zwar auch ohne Zeit.

Das klingt nur dann ungewohnt, wenn man meint, Geschichten und Geschehnisse fänden in der Zeit statt. Tatsächlich ist es aber umgekehrt: Geschehnisse und Geschichten bilden die Zeit. Auch in unserer Zeit der Welt wird diese erst durch Geschichten und Ereignisse gebildet. Wenn Christen nun aber ihre Geschichte der Lebenswelt im Lichte der Geschichte des Evangeliums erkennen, dann bedeutet das: Sie erkennen die Geschichte der Welt umfassen von der Geschichte Gottes. Die Welt lebt in der Dreieinigkeit, wie es der evangelische Theologe Jürgen Moltmann einmal ausgedrückt hat (zz 06/2017). Und damit erkennen sie die Zeit der Welt als Teil der Ewigkeit Gottes. Gottes Ewigkeit kennt einen Ereignisablauf. Man mag sie auch als die „Zeit“ Gottes verstehen – wenn diese gewisslich auch nicht messbar ist. Diese Zeit oder Geschichte ist größer als die Geschichte der Welt. Aber als Liebesgeschichte hat sie Platz in sich für die Zeit der Welt. Daher steht unsere Zeit in Gottes Händen und daher lebt Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Nicht weil die Zeit eine geschichtliche Struktur hat, hat die Ewigkeit auch eine solche. Sondern weil die Ewigkeit eine Geschichte ist, kann Gott auch eine zeitliche Welt in Entsprechung zu seiner Ewigkeit schaffen. Von diesem Ewigkeitsverständnis her lassen sich nun auch christliche Hoffnungsbilder verstehen.

Das Paradies erinnert an den Urzustand des Gartens, einer Verbindung von Kultur und Natur, und zeigt, dass nicht nur

Naturgüter, sondern auch vom Menschen hervorgebrachte Kulturgüter einen Platz in der Ewigkeit Gottes haben. Das kommt auch im Bild vom himmlischen Jerusalem (Apk 21,10–27) als perfektem Sozialgeschehen zum Ausdruck, in dem es keinen Tempel gibt, weil Gottes Geschichte unmittelbar

Die Ewigkeit ist eine dreifaltige Liebesgeschichte ohne Zeit.

leuchtet. Der Aspekt der Aufnahme der Natur auch unabhängig von ihrer Bedeutung für den Menschen kommt im Bild des Tierfriedens (Jes 11,6–8) zum Ausdruck. Auch das Bild des „neuen Himmels und der neuen Erde“ (Apk 21,1) veranschaulicht den Geschehenscharakter der Ewigkeit – wenn auch unter neuen Bedingungen. Man lebt wie unter einer Weinlaube, die in der Hitze Schatten spendet und Kommunikation gewährt (Mi 4,4; Sach 3,10) und deren Weinstock Christus ist (Joh 15), so dass die Ewigkeit ein ewiges Zusammenleben mit Christus ist (1.Thess 4,17), von Angesicht zu Angesicht (1.Kor 13,12). Sie ist auch eine Vergöttlichung (Apg 17, 28f, Röm 8,14; 2.Petr 1,4) – nicht in dem Sinne, dass wir Schöpfer würden, sondern dass unsere unmittelbare Umwelt das dreieinige Leben Gottes selbst sein wird (Luther). Die Ewigkeit ist dann aber kein „Afterlife“, sondern mit dem Ende der Zeit beginnt der Anfang einer neuen Geschichte. Unsere Geschichte hier ist „nur der Umschlag und das Titelblatt.“ Dann aber beginnt erst das „erste Kapitel der großen Geschichte, [...] die ewig weitergeht und in der jedes Kapitel besser ist als das vorangegangene.“ (C. S. Lewis). ◀

LITERATUR

Markus Mühling: *Post-Systematische Theologie I*. Brill Verlag, Leiden, Paderborn 2020, 728 Seiten, Euro 149,-.

Ders.: *Grundinformation Eschatologie*. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2007, 352 Seiten, Euro 13,99.

„Wir sind die Zeit“

Gespräch mit dem Hirnforscher und Psychologen Marc Wittmann über unsere Wahrnehmung von Zeit, innere Uhren und die Bedeutung der Achtsamkeit für ein langes Leben

zeitzeichen: Herr Dr. Wittmann, Sie haben sich als Hirnforscher und Psychologe intensiv mit unserer Zeitwahrnehmung beschäftigt. Was reizt Sie an diesem Thema?

MARC WITTMANN: Zunächst seine existenzielle Dimension. Wir verändern uns über die Zeit, wir laufen durch sie garantiert auf den Tod zu. Aber was ist Zeit, warum geht sie voran? Außerdem hat Zeit immer etwas Momenthaftes, und ich muss entsprechend reagieren. Wenn ich mich einmal falsch entschieden habe, kann ich nicht zurück in der Zeit. In den Raum kann ich zurück, ich kann immer wieder nach Rom fahren, aber durch die Zeit zurück zu diesem Ereignis, das für mich persönlich wichtig war, kann ich nicht. Zudem denke ich, dass wir über die Erforschung unserer Zeitwahrnehmung und unseres Zeitbewusstseins auch überhaupt verstehen werden, wie Bewusstsein entsteht. Das gilt noch immer als eines der letzten großen Rätsel überhaupt.

Bewusstsein wird nur über die Zeit in der Zeit erlebt.

Um es zu lösen, ist die Beschäftigung mit der Zeit ganz wesentlich. Denn Bewusstsein wird nur über die Zeit in der Zeit erlebt.

Um mal etwas kleiner anzufangen: Haben wir eine innere Uhr im Kopf?

MARC WITTMANN: Es gibt mehrere innere Uhren, die auf den Schlaf-Wach-Rhythmus ausgerichtet sind. Das liegt natürlich daran, dass wir als Organismen auf diesem Planeten mit diesen spezifischen planetaren Konstellationen genau diesem 24-Stunden-Hell-Dunkel-Wechsel ausgesetzt sind. Schon Kleinstorganismen,

Einzelner, haben sich an diesen zeitlichen Rhythmus angepasst und wir Menschen natürlich auch. Wir haben verschiedene innere Uhren, die etwa im 24-Stunden-Rhythmus ticken, und das Sonnenlicht synchronisiert all diese. Wir werden abends müde und morgens wieder wach, unsere Leistungsfähigkeit schwankt während des ganzen Tages, ebenso unsere Körpertemperatur, alle physiologischen Prozesse schwanken über den Tag hinweg. Unsere ganze Körperlichkeit, unser biologisches Fundament ist einer inneren Uhr ausgesetzt.

Welche Rolle spielt das Gehirn in dieser ganzen komplizierten Maschinerie?

MARC WITTMANN: Eine entscheidende. Der Dirigent des Ganzen ist der Nucleus suprachiasmaticus. Das ist nur ein kleiner Bereich unseres Gehirns. Wenn man zwischen den beiden Augen durchbohren würde, würde man ihn nach ein paar Zentimetern erreichen. Das Licht fällt an die Retina und wird weitergeleitet. Das ist das Signal für diesen Nucleus, um dann den vielen inneren Uhren, die wir haben, ihren Einsatz zu geben. Das können auch Verdauungsenzyme sein. Er koordiniert das und fügt alle inneren Uhren des Körpers zusammen. Das funktioniert sogar noch bei Blinden, die zwar nicht mehr sehen können, deren Rezeptor für das Sonnenlicht aber noch intakt ist.

Dieses innere Orchester muss aber in einem sehr schnellen Tempo miteinander spielen.

MARC WITTMANN: Natürlich, wir werden ja bombardiert von sensorischen Eindrücken, vom Sehen, Hören, vom körperlichen Gefühl. Und die Dinge passieren auch nicht immer gleichzeitig, es dauert ja, bis das elektromagnetische Signal zum Beispiel

an der Retina ankommt und übersetzt wird zu neuronaler Energie. Die verschiedenen sensorischen Organe haben verschiedene Zeitparameter, aber trotzdem müssen alle irgendwie zusammengebunden werden, damit wir das Gefühl haben, dass dieses oder jenes gleichzeitig passiert. Wenn etwas innerhalb von vierzig bis sechzig Millisekunden geschieht, binden wir das zusammen zu einem Ereignis. Damit kann das Gehirn dann weiter operieren und arbeiten.

Aber das ist noch nicht der Bereich, in dem wir bewusst Zeit wahrnehmen, oder?



MARC WITTMANN: Nein, wir erleben die Welt um uns herum und uns selber in einem Zeitbereich von einigen Sekunden. Das ist das, was wir oft als einen Moment wahrnehmen. Aber es gibt natürlich noch ganz andere Zeiterlebnisse. Zum Beispiel, wenn sie zehn Minuten beim Arzt warten müssen. Dann sind wir in einem ganz anderen Zeitbereich, und wieder andere Mechanismen spielen eine Rolle. Etwa das Zeitparadox, das zwei Zeitwahrnehmungsmechanismen erklärt. Wenn wir in der Wartezeit nicht abgelenkt sind, der Akku vom Handy leer und nur blöde Zeitschriften herumliegen, bin ich auf mich bezogen, und die Zeit vergeht im Moment des Erlebens sehr langsam. Aber im Rückblick kommt mir die Zeit vor wie ganz schnell vergangen, weil ja nichts Besonderes passiert ist und ich mich kaum an etwas erinnern kann. Ich habe ja nur herumgesessen und nichts erlebt.

Was bedeutet das?

MARC WITTMANN: Im Rückblick sind die Erinnerungen ganz wesentlich für mein Erlebnis von Zeit. Ein Wochenende lang zu Hause etwas zu versumpfen, kann schön und wichtig sein, wird aber in meiner Erinnerung schnell vergangene Zeit sein. Ein Wochenende mit Freunden in einer mir unbekanntem Stadt hingegen, in der ich viele emotionale und neue Eindrücke sammle, wird mir rückblickend recht lang vorkommen. Warum? Weil die Gedächtnisinhalte entscheiden. Wenn etwas Fantastisches passiert, wird die Aufmerksamkeit total darauf gerichtet und meine Eindrücke werden ganz tief abgespeichert. Man ist quasi in der Resonanz mit dem, was passiert, und bestimmt rückblickend die Zeit, die dieses Erlebnis dauerte, als lang.

Deshalb lautet Ihre Empfehlung: Lebe so, dass du ein abwechslungsreiches und emotional reiches Leben hast, dann lebst du lange.

MARC WITTMANN: Ja, genau. Wenn ich in der Routine des Alltags bin, vergeht die Zeit unglaublich schnell, und dann bin ich ganz entsetzt, dass schon wieder Weihnachten ist oder ich schon zehn Jahre an einem Arbeitsort bin. Das langweilige Leben vergeht eben im Rückblick sehr schnell.

Wobei die stimulierenden Erlebnisse ja nicht immer spektakulär sein müssen. Sie haben sich viel mit Achtsamkeitsmeditationen beschäftigt. Was haben die mit dem Thema zu tun?

MARC WITTMANN: Achtsamkeit und Meditation sind Techniken, über die ich nochmal wissenschaftlich Zugang zum Thema Bewusstsein, Zeitbewusstsein und Selbstbewusstsein finde. In der Meditation werde ich mir selbst und meiner Körperlichkeit besonders gewahr. Einatmen, ausatmen, ich mache einen Körper-Scan, ich gehe meinen ganzen Körper durch. Was passiert? Die Zeit vergeht plötzlich ganz langsam, ich bin mir selbst ganz bewusst. Für viele ist das kaum auszuhalten, da passiert nichts, die Zeit will nicht vergehen, dann juckt es einen, die Gedanken schweifen und so weiter. Mit ein bisschen Übung kommt man aber durch diese Induktionen in so ein Gefühl von Zeit- und Selbstlosigkeit. Man könnte es auch als eine Art Präsenzbewusstsein beschreiben, in dem man die Zeit gar nicht spürt und erlebt. Dann ist die Zeit nicht mehr der Fokus, und das narrative Selbst ist mal still.

Was meinen Sie mit „narratives Selbst“?

MARC WITTMANN: Das ist dieses Geplapper in unserem Kopf, die ständigen Kommentare. Wenn wir das herunterfahren, werden wir nicht nur ruhiger, sondern auch wieder offen für das Erleben unserer Umwelt. Meditation ist aber nur eine Möglichkeit dazu und auch nicht für jeden geeignet.



Yoga-Praxis in Nepal: „In der Meditation werde ich mir selbst und meiner Körperlichkeit besonders gewahr.“

Fotos: dpa

Yoga wäre eine andere Form, bei der man ein bisschen mehr Bewegung hat, aber auch ähnliche Effekte erzielen kann. Es kann aber auch Joggen sein oder ein schöner Waldspaziergang, bei dem man sich auf die Umgebung einlassen sollte. Wie ist dieser Wald hier? Wie schaut es hier genau aus? Wonach riecht es? Wenn ich den Moment intensiv und positiv wahrnehme, dann hat es auch wieder



Foto: privat

Marc Wittmann (Jahrgang 1966) ist Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg. Er studierte Psychologie und Philosophie in Fribourg (Schweiz) und München. 1997 promovierte er zum Doktor der Humanbiologie, 2007 habilitierte er am Institut für Medizinische Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1998 erhielt er den Peter-Jacobi-Preis der Deutschen Gesellschaft für Medizinische Psychologie. Zwischen 2000 und 2004 leitete er das Generation Research Program Bad Tölz des Humanwissenschaftlichen Zentrums der Ludwig-Maximilians-Universität München. Von 2004 bis 2009 war er Research Fellow an der University of California in San Diego, USA. Im Verlag C. H. Beck erschienen von ihm „Wenn die Zeit stehen bleibt – Kleine Psychologie der Grenzerfahrungen“ (2015) und „Gefühlte Zeit – Kleine Psychologie des Zeitempfindens“ (2016).

rückblickend durchaus eine Auswirkung auf meine Erinnerung, in der die Zeit in angenehmer Weise langsamer verging.

Das sind wichtige Hinweise für ein gelingendes Leben, aber kann man das auch wissenschaftlich belegen?

MARC WITTMANN: Was ich zeigen konnte, ist, dass für Menschen, die über viele Möglichkeiten der emotionalen Selbstregulation verfügen, tatsächlich die Jahre langsamer vergehen. Warum? Weil sie sich und ihre Umwelt nuancierter und emotional komplexer wahrnehmen können. Sehr intensiv untersucht sind die Auswirkungen von buddhistischer Meditationstechnik, aber auch Karmeliternonnen und die Wirkungen ihrer Gebete auf die Hirnaktivität. Die sinkt in den Strukturen, die mit dem narrativen Selbst stark verbunden sind. Und je nach Meditationstiefe fahren die Areale hoch, die sensorische Aktivitäten verarbeiten. Und dann geht es noch einen Schritt weiter. Im Zustand des beschriebenen Zeitverlusts und körperlichen Selbstverlusts werden bestimmte Areale voneinander entkoppelt. Möglicherweise hat das etwas zu tun mit dem oft beschriebenen Gefühl, eins zu sein mit der Welt, der Umgebung, fast schon transpersonal zu werden.

Und das können Sie scannen?

MARC WITTMANN: Na ja, ganz so einfach ist das nicht. Wir bekommen in der Regel einen gemischten Salat an Befunden. Aber man kann diese schon so interpretieren, dass bei diesen meditativen oder kontemplativen Techniken die Strukturen des narrativen Selbst herunterfahren und sensorisch-assoziative Areale hoch. Zum Beispiel die Insula, die in meinen Arbeiten eine wichtige Rolle spielt, weil sie für Zeitwahrnehmung sehr relevant ist. Man sieht im Scanner, dass beim Einatmen und Ausatmen während der Meditation die Insula-Aktivität hochfährt, das Körperbewusstsein stärker wird. Aber auch das kann sich

dann entkoppeln, wenn man irgendwann im extremen veränderten Bewusstseinszustand in der Meditation sein Körper- und auch das Zeitgefühl verliert.

Wenn das Erleben von Zeit so stark von unseren Körperfunktionen und Emotionen abhängig ist, könnte man die These aufstellen, wir sind die Zeit?

MARC WITTMANN: Ja, auf zwei Ebenen. Das eine ist das Im-Moment-Erleben, die körperlich gefühlte Zeit, mit meinen Emotionen, in meinem Körpergefühl, mit meiner Aufmerksamkeit auf mich oder weg von mir. Das bestimmt, wie ich die Zeit erlebe. Aber bei längeren Zeiträumen, auf die ich zurückblicke und Gedächtnisinhalte zum Tragen kommen, auch dann ist es so, dass meine Erlebnisse und Gedächtnisinhalte darüber bestimmen, wie schnell die Zeit in der Erinnerung vergangen ist.

Wie passt das zu der Alltagserfahrung, dass mit zunehmendem Alter die Zeit immer schneller zu vergehen scheint?





MARC WITTMANN: Der Schlüssel zur Erklärung ist die Neuartigkeit des Erlebens, die dann wieder unser Gedächtnis füttert. Mit zwölf Jahren ist man noch ein Kind, mit 17 schon fast ein Erwachsener. In diesen fünf Jahren passiert so viel, entwicklungspsychologisch, entwicklungsbiolo-

gisch, von der Erfahrung her, alles ist ständig neu. Zwischen 51 und 56 kann gar nicht mehr so viel passieren. Ich bin schon seit Jahren im selben Ort und im selben Beruf, mache schon seit Jahren am selben Ort Urlaub. Der Neuartigkeitscharakter, der wichtig ist für die Auffrischung des Gedächtnisses, fällt weg. Das wirkt sich aus auf die Zeitwahrnehmung. Wir haben das Gefühl, die Zeit vergeht viel schneller, weil ich nicht mehr so viel Neues erlebt habe. Aber individuell kann gerade der Übergang um die 65, wenn ich als Arbeitnehmer in Rente gehe, ein umwälzendes Jahr sein, dann kann es wieder viele Veränderungen geben, und plötzlich vergeht die Zeit wieder langsamer. Es gibt also Schwankungen. Doch im Mittel ist es schon so, dass, je älter wir werden, die Zeit schneller vergeht, weil wir immer routinierter werden und die Ereignisse nicht mehr so dringlich abgespeichert werden müssen. Dann vergeht die Zeit schnell.

Wir erleben ja gerade, dass uns die Corona-Pandemie immer wieder zu neuen Verhaltensweisen, aber auch zu Passivität zwingt. Gibt es schon Erkenntnisse darüber, wie das auf unser Zeitbewusstsein wirkt?

MARC WITTMANN: Es gibt Studien aus Italien, Frankreich und England für die Momente der Pandemie, in denen man eingeschlossen war, Kino, Theater

nicht mehr zur Verfügung standen und man sehr auf sich zurückgeworfen war. Wenn man sich in der sozialen Situation, in der man sich befand, wohl fühlte und auch eine Beschäftigung, ein Ziel hatte, dann verging die Zeit auch während eines Lockdowns relativ schnell. Für denjenigen, der mit der

2020 dürfte subjektiv erlebt langsamer vergangen sein als andere Jahre.

sozialen Situation nicht zufrieden war und auch keine Beschäftigung hatte, verging die Zeit hingegen ganz langsam. Emotionen in der sozialen Einbettung bestimmen darüber, wie die Zeit vergeht. Meine Prognose ist, dass das Jahr 2020 im Rückblick, grundsätzlich subjektiv erlebt, langsamer vergangen ist als andere Jahre. Dazu gibt es noch keine Befunde, aber es gibt gute Gründe für diese Prognose. Denn wir mussten uns ja immer wieder auf neue Situationen einstellen. Doch innerhalb dieser Wochen der Pandemie gibt es diese Ergebnisse: Wenn ich mich gut gefühlt habe, gut sozial eingebettet war, eine Beschäftigung hatte, verging die Zeit relativ schnell. Wenn das nicht der Fall war, ist die Zeit sehr langsam vergangen.

Das Gespräch führte Stephan Kosch am 20. Oktober 2020 via Zoom.

PRAKTISCHE THEOLOGIE KONKRET

Die Reihe greift zentrale Handlungsfelder auf, mit denen Hauptwie Ehrenamtliche in ihrer Kirchengemeinde zu tun haben – praktisch-theologisch aktuell und unter Einbeziehung neuer Ansätze und Fragestellungen. Die Bände legen ihren Fokus auf die Praxis und liefern Impulse für eine gute und konkrete sowie theoretisch reflektierte Arbeit.

Je Band € 18,00 D • E-Book | E-Pub € 14,99 D

Infos unter vdn.hk/ptk



Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com



Systemrelevanz und Resonanzkrise

Warum wir der Resignation in der Kirche nur mit Innovation begegnen können

WOLFGANG HUBER

Der vermeintliche Verlust der Systemrelevanz der Kirchen ist weiterhin ein Thema innerkirchlicher Debatten. Der ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber hält diese Fragestellung zwar für falsch, konstatiert für die Kirche aber eine Resonanzkrise. Wie kann diese gelöst werden?

Sind die Kirchen noch systemrelevant? Dieser Frage wird gegenwärtig so viel Bedeutung beigemessen, weil „Systemrelevanz“ als der „neue Wertmaßstab im gesellschaftlichen Kampf um Aufmerksamkeit und Anerkennung“ gilt, wie Ulrich Körtner im Juni in *Christ und Welt* formulierte. Ein Mangel an Systemrelevanz wird deshalb mit einem Bedeutungsverlust der Kirchen gleichgesetzt.

Systemrelevanz ist ein Begriff aus dem angloamerikanischen Sprachraum, der beim Transport in deutsche Zusammenhänge merkwürdig übersetzt wurde. Der zu Grunde liegende englische Ausdruck heißt: „systematically important“, zu Deutsch „für das System wichtig“. Das ist etwas ganz anderes als „systemrelevant“. Wichtig sind Organisationen oder Akteure, ohne die das System im Ganzen zusammenzubrechen droht. Relevant sind Organisationen und Akteure, die zum System einen bedeutenden Beitrag leisten.

Mit dem System war zunächst das wirtschaftliche System gemeint; das Gewicht eines Teilnehmers an diesem System wurde dann als hoch bewertet, wenn der Kollaps dieses einzelnen Teilnehmers das ganze System gefährdete. Als „systematically important“ galten also diejenigen Marktteilnehmer, deren Zusammenbruch das ganze System nach sich zu ziehen drohte.

Über Amerika hinaus gebräuchlich wurde der Ausdruck durch die Finanz-

marktkrise der Jahre 2007 bis 2009. Seitdem hat sich die Verwendungweise des Ausdrucks ausgeweitet. Den Ausgangspunkt bildet die Identifizierung „kritischer Infrastrukturen“ (KRITIS), bei deren Ausfall Versorgungsengpässe, Störungen der öffentlichen Sicherheit und vergleichbare dramatische Folgen eintreten. Energieversorgung und Ernährung, Gesundheitswesen und staatliche Verwaltung sind Beispiele für solche „kritischen“ Bereiche.

Die im kirchlichen Kontext üblich gewordene Aussage, die Kirchen seien „nicht mehr“ systemrelevant, läuft im Blick auf Herkunft und Verlauf der Debatte über Systemrelevanz vollständig ins Leere. Zwar weichen die zugänglichen Listen bei der Beschreibung der Branchen und ihrer besonders unentbehrlichen Tätigkeiten im Einzelnen voneinander ab. Aber eine Liste, in der die Kirchen zu den systemrelevanten Bereichen gehört haben und aus der sie entfernt wurden, gibt es nicht. Die These, seit der Corona-Krise gehörten die Kirchen nicht mehr zum systemrelevanten Bereich, ist deshalb ein Beispiel für die protestantische Neigung zur Selbstverzwergung, die zu Unrecht von manchen sogar als Ausdruck christlicher Demut angesehen wird; es handelt sich jedoch eher um ein Beispiel für christlichen Masochismus.

Es wäre besser, wenn in unserer Kirche weniger über Systemrelevanz räsoniert und mehr über die Lebensrelevanz des christlichen Glaubens gesprochen und diese erfahrbar gemacht würde. Denn die Kirche Jesu Christi ist nicht eine gesellschaftliche Organisation, die für das Funktionieren des Systems unentbehrlich ist, sondern eine Gemeinschaft von Menschen, die durch die Botschaft des Evangeliums, die Feier der Sakramente und wechselseitigen Beistand Glauben weckt, Hoffnung stärkt und zur Liebe ermutigt.



Näher als die Diagnose eines Verlusts an Systemrelevanz liegt es, der Kirche eine Resonanzkrise zu bescheinigen. Nun ist es ungewohnt, das gegenwärtige kirchliche Krisenbewusstsein auf den Begriff der Resonanzkrise zu bringen. Viel vertrauter ist es nach wie vor, den Verlust der Kirche an Mitgliedschaft und öffentlicher Aufmerksamkeit als ein Phänomen der Säkularisierung zu verstehen. Säkularisierung wird dabei begriffen als ein Prozess, in dem Religion an Bedeutung für das persönliche wie öffentliche Leben verliert.

Gegen diese Vorstellung spricht allerdings die Tatsache, dass der Anteil der religiös gebundenen Menschen an der Weltbevölkerung steigt, während der Anteil der religiös nicht gebundenen Menschen, global betrachtet, sinkt.

Doch nicht nur in globaler Perspektive, sondern auch im Blick auf die deutsche Situation beschreibt der Begriff der „säkularen Gesellschaft“ die religiöse und weltanschauliche Situation nicht zutreffend. Angemessener ist es, von einer „religiös und weltanschaulich pluralen Gesellschaft“ zu sprechen.

Der Soziologe Hartmut Rosa hat den Begriff der Resonanz neu ins Spiel gebracht. Er unterscheidet zwischen einem Weltverhältnis des Menschen, das durch den Anspruch des Verfügens bestimmt ist, und einem anderen Weltverhältnis, das durch wechselseitige Bezogenheit und Resonanz geprägt ist. Der Modus des Verfügens hat in der Neuzeit einen ungeahnten Siegeszug davongetragen. Die großartigen Erfolge von wissenschaftlichem Fortschritt, technischen Innovationen und Wohlstandsentwicklung sind dadurch geprägt. Gleichwohl ist es problematisch, wenn der mit diesen Erfol-

*Ein Schiff auf dem
Mittelmeer wird zum Inbegriff
kirchlichen Handelns.*

gen verbundene aggressive Zugriff auf die Welt als einziger Modus des Weltverhältnisses angesehen wird. Denn dann werden auch Lebenszusammenhänge, die nicht in dieses Muster passen, ihm untergeordnet.

Religion und Glaube sind ein Bereich, für den diese Unterordnung besonders beunruhigende Konsequenzen haben kann. Denn dann werden auch Glaubensgemeinschaften nur noch unter

Fotos: picture alliance/blickwinkel/S. Ziese

dem Gesichtspunkt betrachtet, was sie bewirken, und nicht danach, was sie bezeugen. Ein Schiff auf dem Mittelmeer wird dann für ein ganzes Jahr zum Inbegriff wirksamen kirchlichen Handelns in Deutschland, hinter dem die Gottesdienste in 13 552 evangelischen Gemein-

in der Welt heimisch werden, sie wahrnehmen, auf sie einwirken und darin Veränderungen erfahren. Doch die Institutionen, in denen wir diese Gemeinschaftlichkeit erfahren und dadurch in unserer Lebenswelt heimisch werden, kommen ihrer Aufgabe oft nur noch bruchstückhaft nach. Das ist nicht nur ein Problem der Kirchen.

Das Auseinanderdriften gesellschaftlicher Gruppen und Schichten mag sich für die Kirche als eine Herausforderung erweisen, die weiter und tiefer reicht als die Herausforderung, die üblicherweise mit dem Begriff der Säkularisierung beschrieben wird. Die statische Homogenität ihrer Organisationsform und das Leitbild einer homogenen Vereinskirche, das auf den Voraussetzungen einer stratifizierten Gesellschaft beruht, steht in Spannung zu den Erfordernissen kirchlichen Handelns in einer funktional differenzierten Gesellschaft, in der nicht mehr das Wohnen in einem Dorf oder einem Stadtbezirk der örtliche Bezugspunkt aller grundlegenden Lebensvollzüge ist.

Moment des Unverfügbaren

Die neuen Herausforderungen stehen also nicht im Widerspruch zu der Einsicht, dass christlich gebundene Menschen eine „Ortsgemeinde“ brauchen. Es geht vielmehr darum, ob diese Ortsgemeinde jeweils an den eigenen Wohnort gebunden ist und ob die verschiedenen Gemeinden sich in Profil und Programm

möglichst ähnlich sein sollen. Könnte es nicht neben parochial organisierten Ortsgemeinden auch Netzwerkgemeinden geben, denen Menschen aus unterschiedlichen Wohngebieten auf Zeit oder Dauer angehören, oder Profilmgemeinden, die durch diakonische, kulturelle oder andere Schwerpunkte geprägt sind?

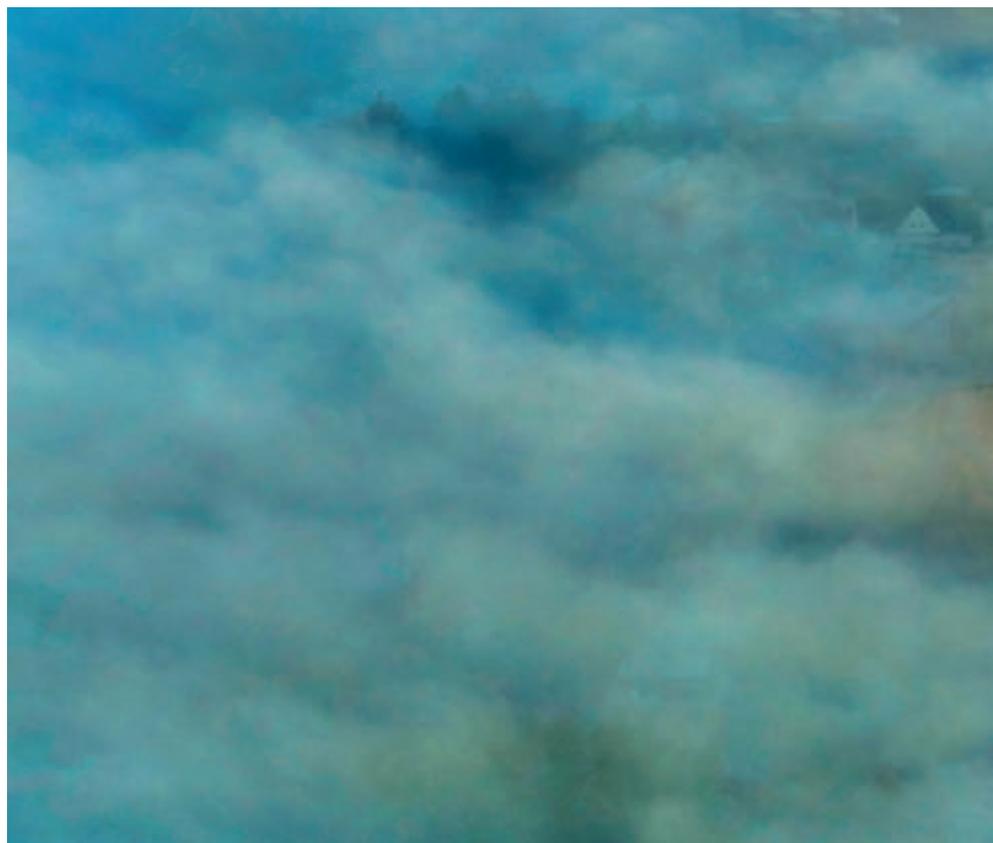
Die 13 552 evangelischen Kirchengemeinden in Deutschland, die 11 874 teilstationären und 7 067 stationären Einrichtungen der evangelischen Diakonie sowie die vielen kirchlichen und kirchennahen Einrichtungen und Initiativen sind die Orte und Organisationen, an denen und mit denen die evangelische Kirche in Deutschland handelt. Es ist abwegig, sich vorzustellen, dass es für all diese Einrichtungen oder einen Teil von ihnen den Masterplan für ihre Weiterentwicklung geben könnte. Aber es ist wichtig, sich vor Augen zu halten, dass die Verbindung der Menschen zur Kirche – oft auch derer, die gar nicht zur Kirche gehören – ortsgelunden und personengebunden ist. Pfarrerinnen und Pfarrer am Ort, die Kirche als dessen Zentrum auch für die, die gar nicht zur Kirche gehören, das bleibt genauso ein Haftpunkt, wie die Diakonie in kirchlichen Regionen und diakonische Unternehmen für viele ein Zeichen dafür sind, dass Glaube, Hoffnung und Liebe zusammengehören. In den Diskussionen dieser Tage über den künftigen Weg der Kirche werden immer wieder zwei Formeln über die Kirche gegenübergestellt:

Könnte es nicht neben Ortsgemeinden auch Netzwerkgemeinden geben?

den im öffentlichen Bewusstsein ins Bedeutungslose versinken. Der Unterschied zwischen bewirkendem und darstellendem Handeln, von dem aus Friedrich Schleiermacher, der evangelische Kirchenvater des 19. Jahrhunderts, sein Verständnis des kirchlichen Handelns entwickelt hat, verschwindet.

Vom Modus des Verfügens und Bewirkens unterscheidet Hartmut Rosa eine Weltbeziehung, die davon ausgeht, dass Mensch und Welt von vornherein miteinander verbunden und aufeinander bezogen sind. Menschen sind antwortende Wesen nicht nur in ihrem Verhältnis zu anderen Menschen, sondern auch zu der Welt, in der sie leben, und zu Gott, in dem sich der Sinn des Ganzen für sie erschließt. Ja, antwortende Wesen sind sie sogar im Verhältnis zu sich selbst. Denn von anderen Lebewesen unterscheiden wir Menschen uns dadurch, dass wir auch uns selbst gegenüber zur Rechenschaft verpflichtet sind. Das Gewissen, die Seele, das Selbst: In solchen Ausdrücken kommt zur Geltung, dass wir ebenso wie zu anderen auch zu uns selbst in Beziehung stehen.

Die Resonanz als Weltverhältnis trägt ein Moment des Unverfügbaren in sich. Das können wir an jedem Tag spüren, den wir aufmerksam erleben. Er verläuft nie genau so, wie wir ihn zu Tagesbeginn geplant haben. Es geschieht immer etwas Unerwartetes, womit wir nicht gerechnet haben. Denn jeder Tag ist mit seinem Beginn ein Stück Zukunft; an jedem Tag erleben wir, dass die Zukunft ein Raum der Unverfügbarkeit ist. Wir erleben im Kleinen wie im Großen die Ambivalenz dieser Unverfügbarkeit: Unerwartetes Glück und unerwartete Bedrohungen liegen dicht beieinander. Ein so beschriebenes Weltverhältnis der Resonanz kann nicht vom Einzelnen aufgebaut werden. Nur mit anderen zusammen können wir



Die eine heißt: Wandel als Prinzip. Die andere: Veränderung ist schwer. Wie passen sie zusammen?

Zunächst bestreite ich die These „Wandel als Prinzip“. Man vermutet, das sei eine Umformung eines reformatorischen Grundsatzes: *Ecclesia semper reformanda*. Doch wer diese These von der ständig zu reformierenden Kirche in den Schriften der Reformationszeit finden will, sucht vergeblich. Diese Formel wurde erst durch Karl Barth geprägt und ihm folgend durch Hans Küng populär gemacht. Und im Sinn der Reformatoren kann von einer permanenten Reformation der Kirche nur dann die Rede sein, wenn wir Gott durch Christus im Geist als den Reformator der Kirche ansehen und uns nicht einbilden, wir seien zu einer permanenten Reform der Kirche berufen oder im Stande.

Diese Einsicht verhilft auch zu einem nüchternen Umgang mit dem anderen Satz: Veränderung ist schwer. Wir Menschen sind darauf angewiesen, uns in unserer Welt zurechtzufinden. Das gilt auch für den Glauben. Diejenigen, denen bestimmte Formen vertraut sind, wollen von ihnen nicht lassen; sie verbinden damit ein Heimatgefühl. Das schließt jedoch nicht aus, dass sich dieses Heimatgefühl für neu Hinzukommende nicht recht erschließen will. Sie sind eher in der Lage des äthiopischen Kämmerers, der auf der Rückreise aus Jerusalem in frisch erworbenen Bibeltexten liest und vom Apostel Philippus gefragt wird: „Verstehst Du auch, was Du

liest?“ Der Kämmerer antwortet bekanntlich: „Wie kann ich, wenn mich niemand anleitet?“ Wer leitet heute die Kirchenungeübten zur Freude am Gottesdienst an? Das würde ja voraussetzen, dass sie zum Gottesdienst eingeladen werden und als Newcomer willkommen geheißen werden. Zwar lebe ich in einer weltoffenen Stadt. Aber dergleichen erlebe ich selten.

Aus einem doppelten Grund sollte der Gottesdienst im Zentrum unserer Reformbemühungen stehen. Zum einen deshalb, weil in ihm erfahren wird, wie Gott uns dient, unser Leben erneuert, uns von unserem Kleinglauben befreit, uns resonanzfähig macht für die Welt, in der wir leben. Zum andern deshalb, weil dadurch in den hektischen Veränderungsdruck unserer Zeit ein gelassenes Element Eingang findet: Bewahrung und Wandel gehören zusammen; sie sind nicht gegeneinander auszuspielen.

Deshalb muss auch zuallererst im Gottesdienst erkennbar werden, aus welchem Geist heraus wir unsere Kirche gestalten, bewahren und erneuern wollen – aus einem Geist der Resignation oder der Innovation.

Innovation statt Resignation

Ich höre einen resignativen Ton dort, wo die Debatte über die Mitgliederzahlen das kirchliche Selbstbild prägt. Dann rücken nicht die Aufgaben ins Zentrum, um derentwillen es die Kirche gibt: die Weitergabe des Evangeliums an die nächste Generation, der Beistand für Menschen in Einsamkeit, Trauer und Not, die Beiträge dazu, dass Menschen zuversichtlich leben und getröstet sterben. Bestimmend wird die Aufforderung, das Kleinwerden der Kirche zu akzeptieren, die öffentliche Wahrnehmbarkeit zu dosieren.

Der Resignation stelle ich die Innovation gegenüber. Der weithin auf die Technik eingeeengte Begriff der Innovation besagt für die Kirche, dass sie sich durch Gottes Geist erneuern lässt und deshalb neue Formen und Initiativen nicht scheut.

Gerade in den ersten Wochen der Corona-Krise habe ich einen solchen Innovationsschub in unserer Kirche erlebt. In erstaunlicher Schnelligkeit hat ein großer Teil der Gemeinden den Weg zu ihren Gemeindegliedern mit digitalen Mitteln gesucht. Sonntägliche Andachten wurden

angeboten, die in ihrer konzentrierten Dichte, ihrer menschlichen Zuwendung und ihrer geistlichen Intensität überzeugten. Was exemplarisch für den Gottesdienst gilt, lässt sich auch auf andere kirchliche Handlungsfelder übertragen. Dafür will ich in leichter Abwandlung vier Ziele in Erinnerung rufen, die wir als EKD im Jahr 2006 dem Impulspapier „Kirche der Freiheit“ vorangestellt haben.

Erstens: geistliche Profilierung statt diffuser Angebote. Nicht alle Gemeinden müssen alles machen. Schwerpunktbildung ist wichtiger als breite Angebote

Wer leitet die Kirchenungeübten zur Freude am Gottesdienst an?

von unterschiedlicher Resonanz und Qualität. Es muss geprüft werden, was sich bewährt und was ins Leere läuft. Ziele sind nötig, die der Überprüfung zugänglich sind.

Zweitens: Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen. Ein Konzept, das sich an den vorhandenen Gaben – den Charismen – orientiert, führt weiter als eines, das die vorgegebenen Strukturen zum Maßstab nimmt.

Drittens: Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit. Auch in einer religiös pluralen Gesellschaft kann die Kirche sich nicht auf sich selbst zurückziehen. Sie bleibt Volkskirche im Sinn der Barmer Theologischen Erklärung: Sie richtet die Botschaft von der freien Gnade Gottes aus an alles Volk.

Viertens: Gute Praxis steckt an. Der Qualität kirchlichen Handelns, einer entsprechenden Ausbildung, Schulung und Begleitung der Mitarbeiterschaft, aber ebenso der Inanspruchnahme, Förderung und Wertschätzung ehrenamtlichen Engagements gebührt hohe Aufmerksamkeit.

Wenn die Kirche auf diese Weise ihre Resonanz erhöht, verfolgt sie ein sinnvolles Ziel, als wenn sie ihre Systemrelevanz einfordert. Denn nicht durch Systemrelevanz ist ihr Ort in der Öffentlichkeit bestimmt, sondern dadurch, dass sie der Freiheit des Glaubens Gestalt verleiht. ◀

Eine erweiterte Fassung dieses Textes finden Sie auf unserer Webseite unter www.zeitzeichen.net/synode/8594.



Wichtige Pionierin

Die Theologin Christiane Renner und das Phänomen Kirchentag

Christiane Renner hat eine umfassende Dissertation über den Deutschen Evangelischen Kirchentag geschrieben. Damit leistet sie wichtige Pionierarbeit.

Mein Weg zum Theologiestudium und zur Promotion verlief wenig geradlinig und mit einigen Anstiegen, so wie die Landschaft, aus der ich ursprünglich stamme. Am Rande der Schwäbischen Alb bin ich zunächst ohne kirchlichen Bezug aufgewachsen. In den Sommerferien ging es als Kind zwar ins Zeltlager der Kirchengemeinde, und durch eine Schulfreundin kam ich mit der Jugendgruppe der Landeskirchlichen Gemeinschaft in Berührung. Meine Eltern staunten dann aber nicht schlecht, als ich ihnen in der zwölften Klasse am Küchentisch eröffnete: „Ich will Theologie studieren.“

Die Begegnungen mit pietistischer Frömmigkeit in meiner Jugend warfen Fragen auf, und auch das Paradiesvogel-Gefühl in der Jugendgruppe haftete mir eine ganze Zeit lang noch an. Ich war froh, dass in meinem Theologiestudium in Neuendettelsau, Helsinki, Berlin und Tübingen ein ganz anderer Wind wehte. Auch mein Religionslehrer am Gymnasium ermutigte mich und lag mir während der gesamten Oberstufe immer wieder in den Ohren: „Christiane, Du bist klug. Du kannst reden. Du hast eine Überzeugung. Gute Pfarrerinnen und Pfarrer braucht die Welt, willst Du nicht?“

Das Zutrauen in meine Fähigkeiten hat mich beeindruckt. Ich habe schließlich gerne und leidenschaftlich Theologie studiert. Endlich hatte ich Zeit, mich allen Fragen zu widmen, die mich beschäftigten. Am liebsten hätte ich immer weiter studiert, doch das Examen rückte näher. Da kam mir ein praktisch-theologisches Seminar, geleitet von Kristian Fechtner, Birgit Weyel und Peter Bubmann, zum „Gemeinde auf Zeit“-Projekt der EKD gerade recht. Da stellten die Doktorand*innen ihre Arbeiten vor, die mich faszinierten. Als „Gemeinden auf Zeit“ standen dort zum



Foto: Claudia Hofmair

Beispiel Tourismusseelsorge und Riesenchorprojekte im Fokus. Die empirische Blickrichtung der Arbeiten überzeugte mich: Da wurde nicht gleich normativ etwas gesetzt, sondern genau hingeschaut, was ist, und dann erst ein Abgleich mit der Theorie gesucht. So kam man dann zu weiterführenden Schlüssen. Schon während dieses Seminars dachte ich bei mir: „Hey, das wär’s doch, wenn Du auch so etwas machen könntest.“

Am Rande kam in diesem Tübinger Seminar dann die Frage auf, ob nicht auch der Kirchentag zu den „Gemeinde auf Zeit“-Formaten gehören müsste. Da aber „Gemeinde auf Zeit“ eine feste Projektgruppe war, fiel diese Frage dort unter den

Tisch. Nicht so bei mir, denn für mich war damals der Deutsche Evangelische Kirchentag biografisch wichtig geworden. Im Jahre 2003 war ich zum ersten Mal im Alter von 15 Jahren auf dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin gewesen, seitdem hatte ich bereits vier Kirchentage mit Lust und Leidenschaft erlebt. Es arbeitete in mir: „Kirchentag! Wäre das nicht ein Thema für eine Dissertation?“ Im Gespräch mit Professor Peter Bubmann in Erlangen nahm diese Idee Gestalt an. Er ermutigte mich direkt und sagte: „Sehr gut. Sie schreiben die Arbeit, die ich schon immer schreiben wollte!“ Glücklicherweise ergab sich dann auch die Möglichkeit, von der bayerischen Landeskirche ein Stipendium

zu erhalten, was mir die Dissertation auch in finanzieller Hinsicht ermöglichte.

Die erste Zeit als Promovendin war hart, denn ich stand morgens auf, setzte mich an den Schreibtisch und fing an.

Abends war ich dann oft unglücklich, weil ich nicht so viel geschafft hatte, wie ich wollte. Mit der Zeit habe ich gelernt, dass zum Erstellen einer solch umfangreichen Arbeit auch gehört, nicht alles zweck- und zielorientiert rezipieren zu wollen, sondern mit Offenheit immer wieder den eigenen Horizont zu weiten. Und außerdem muss man nicht immer morgens früh anfangen – da sind die Menschen eben verschieden! So kam ich nach einer Weile ins produktive Arbeiten und konnte die Dissertation in einem Zeitraum von vier Jahren abschließen.

Mit meiner Arbeit „Phänomen Kirchentag. Event, Hybrid, Gemeinde? Praktisch-theologische Erkundungen“ verfolge ich das Ziel, das Phänomen Kirchentag für den kirchentheoretischen Diskurs zu erschließen. Denn bisher – es ist kaum zu glauben – gibt es nur eine Arbeit, ebenfalls eine Dissertation, die vor 25 Jahren den Kirchentag zum Thema hatte. Seitdem ist viel Zeit vergangen. Mir war es deshalb zunächst wichtig, in meiner

Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.

Arbeit den Kirchentag möglichst umfassend empirisch zu erschließen. Das heißt, ich habe prozessgenerierte Daten der Kirchentage 2013 bis 2017 in Hamburg, Stuttgart und in Berlin/Wittenberg analysiert, also Veröffentlichungen und Produkte des Kirchentages gesichtet, zusammengestellt und ausgewertet. Hinzu kommen Beobachtungsprotokolle, die beim Kirchentag 2017 in Berlin/Wittenberg entstanden sind. So werden die prozessgenerierten Daten noch um eine Perspektive des Erlebens erweitert.

Diese beiden empirischen Säulen meiner Arbeit erlaubten mir umfangreiche Kategorisierungen, die schließlich eine gegenstandsbezogene, eigene Theorie des Kirchentages ermöglichte. Die bringe ich dann im zweiten Hauptteil meiner Arbeit mit einschlägigen kirchentheoretischen Reflexionen ins Gespräch. Dabei konnte ich eine Fülle von unterschiedlicher Perspektiven in den wissenschaftlichen Diskurs einbringen. Dazu zählen vielfältige Elemente der Organisation des Kirchentages, aber auch das Medieninteresse am Kirchentag und – das ist besonders eine Entwicklung im Zuge der Digitalisierung – der eigenen Mediatisierung von Kirchentagen. Hier habe ich an ausgewählten Beispielen rekonstruiert,

wie der Kirchentag sich selbst in den Medien darstellt. Ein zentraler Begriff des Kirchentags ist der Event-Begriff. Es ist ein Anliegen meiner Arbeit, diesem besonderen Begriff auch wissenschaftlich fundiert „Futter“ zu geben. Meine Dissertation leistet deshalb viel Pionierarbeit, denn bisher ist der Kirchentag weder für die Kirchentheorie erschlossen worden noch dort sichtbar gewesen.

Als wichtiges Ergebnis meiner Arbeit möchte ich festhalten, dass der Kirchentag auf jeden Fall auch „Kirche“ ist. Auf Grund der eigenen Formen, die sich auch von dem abheben, was man landläufig kirchenrechtlich oder dogmatisch unter Kirche versteht, ist das durchaus auch mal strittig. Aber am Kirchentag lässt sich in besonderer Weise der Ereignischarakter von Gemeinde aufzeigen. Das habe ich erfahren und das in so umfangreicher Weise darzubieten, war schön und beglückend und wird hoffentlich auch für andere gut und hilfreich sein! 

Aufgezeichnet von Reinhard Mawick

LITERATUR

Christiane Renner: Phänomen Kirchentag – Event, Hybrid, Gemeinde? Praktisch-theologische Erkundung. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2020, 356 Seiten, Euro 32,-.

Für Sie reingeschaut

Theologische Beiträge

Sie sind gerade fünfzig Jahre alt geworden – die *theologischen beiträge*. Das aktuelle Heft dokumentiert die Referate des Jubiläumssymposiums, die allesamt im Anschluss an den berühmten Vers Philipper 4,4 („Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!“) mit dem Stichwort „Freude“ konnotiert sind. Ein Vorzug der eher konservativen Zeitschrift ist ihre klare, unverschurbelte Sprache, so auch im Mission-Statement-Aufsatz „Freude an Christus – die Stärke der Kirche“. Darin fragt Schriftleiter Reiner Braun zunächst kritisch in Richtung Lobpreis: „Ist das Anbetungsgeschäft nicht das Kirchenlatein des 21. Jahrhunderts? (...) Dominiert das Emotionale das Rationale in unguter Weise?“, um dann aber doch angesichts des in seinen Augen um sich greifenden christusfernen Theismus der „breiten Kirchenwirklichkeit“ so zu landen: „Gott sei Dank für die Anbetungskultur unserer Zeit – und alle, die sich davon ergreifen lassen.“ In diesem Sinne: Herzlichen Glückwunsch!

Weitere Infos: www.theologische-beitraege.de



Genialität und Vermächtnis

Dietrich Bonhoeffers frühe Dissertation von 1927 und seine letzten Texte aus der Haft

MICHAEL WELKER



Dietrich Bonhoeffer
(1906–1945, undatiertes Foto)

Mensch-Mitmensch-Verhältnis – bipolares Denken kontrollierte das gesamte Paradigma der Theologie. Erst allmählich wurde deutlich, dass die personalistischen Theologien nicht in der Lage sind, komplexe religiöse und gesellschaftliche Verhältnisse angemessen zu erfassen. Sie bleiben in heutiger Zeit unter dem Niveau des gesunden Menschenverstands.

Bonhoeffer korrigiert solche reduktionistische Formen. Er verbindet feinsinnige Wahrnehmungen der Ich-Du-Verhältnisse und der Nahbereichsethik mit Überlegungen zu polyphonen Strukturen, die Schleiermacher „gesellig“ genannt hat, aber auch mit Überlegungen zu festen institutionalisierten sozialen Formen. Alle diese zwischenmenschlichen Verhältnisse werden nicht nur in ihren Auswirkungen aufeinander bedacht, sondern auch im Blick auf ihre differenzierten Gottesbeziehungen.

Dieses große soziale Geflecht, so sieht der junge Bonhoeffer scharfsinnig, stellt sich unter philosophischen und theologischen Rahmenbedingungen jeweils anders dar. In einem aristotelischen, einem von der Stoa oder von Epikur inspirierten Schema oder in einem Schema, das vom Denken der Moderne dominiert wird, erhalten wir jeweils unterschiedliche Konzepte von Gott, vom Menschen und von den verschiedenen Gemeinschaftsformen.

*In Christus und
durch den Geist hebt
Gott die
Spannungen auf.*

Diese Wechselzusammenhänge müssen in konkreten Kontexten erfasst werden, wenn wir realistisch, theologisch und ethisch hilfreich von Religion und Kirche sprechen wollen. Bonhoeffer interessiert das vom Denken der Moderne geprägte Schema, das er von Individualismus und

Das multiperspektivische Denken Dietrich Bonhoeffers im Blick auf Gott und die Kirche hat bleibende Bedeutung für Theologie und Religiosität weltweit. Es ist schon in der Dissertation des 21-Jährigen großartig angelegt und erfährt in den letzten Lebensmonaten vor seiner Ermordung durch die Nazis beeindruckende Konkretionen, wie der Heidelberger Theologe Michael Welker in seinem Beitrag zeigt.

Bonhoeffers Doktorarbeit *Sanctorum Communio*, mit 21 Jahren abgeschlossen, ist ein geniales Werk. Es verbindet auf hohem Niveau systematisch – und praktisch-theologisches, exegetisches, philosophisches und soziologisches Nachdenken über die Kirche. Karl Barth drückt seine Bewunderung in der Kirchlichen Dogmatik im Kleingedruckten so aus: „Ich gestehe offen, daß es mir selbst Sorge macht, die

von Bonhoeffer damals erreichte Höhe wenigstens zu halten, und von meinem Ort her und in meiner Sprache nicht weniger zu sagen und nicht schwächer zu reden, als es dieser junge Mann damals getan hat.“

Barths reife Lehre von der Kirche, im Ruhestandsalter veröffentlicht, ist inhaltlich-theologisch sehr viel reicher als Bonhoeffers Dissertation. Aber kulturdiagnostisch und im Blick auf die „Soziologie der Kirche“ liegen Welten zwischen Bonhoeffers Geniestreich und Barths auf weite Strecken systematisch begrenztem Denken in bipolaren oder bestenfalls triadischen Konstellationen.

Viele theologische Denker haben den Versuch unternommen, die Kirche und religiöse Verhältnisse überhaupt in einfachen zweiseitigen Strukturen wahrzunehmen, vor allem in sogenannten personalistischen Ich-Du-Verhältnissen. Ob die innergöttlichen Beziehungen, das sogenannte Gott-Mensch-Verhältnis und das sogenannte

„sozialem Atomismus“ geprägt sieht. „Adamsmenschheit“ nennt er diese „gebrochene Gemeinschaft“. Ihr sei die durch Jesus Christus und den Heiligen Geist „gesetzte Kirche“ gegenübergestellt. Er übernimmt von Hegel einen Geistbegriff und damit eine Struktur, die Hegel gelegentlich bezeichnet als „ein Ich, das Wir, und ein Wir, das Ich ist“.

Hegel hatte damit zunächst enge Beziehungen von Freundschaft und Liebe vor Augen, dann aber auch komplexe soziale Gestalten, zum Beispiel den Staat, der sich im einzelnen Bürger erkennt, und die Bürger, die sich mit dem Staat identifizieren sollen. Auch Gemeinden und Kirchen, Vereine und Institutionen weisen solche Geiststrukturen auf.

Obwohl die Kirche als die neue Menschheit schon in Christus vollendet ist, offenbart sich Gott nach Bonhoeffer auch als Heiliger Geist, um den zeitlichen Bau der Kirche als der Gemeinde Gottes auszuführen. In Christus und durch den Geist hebt Gott die Spannungen der Adamsmenschheit auf. Die zweite Hälfte von *Sanctorum Communio* behandelt dann die Aktualisierung der Kirche durch das vom Geist getriebene Wort. Der Heilige Geist verwirklicht durch das Wort Gottes die Herrschaft Jesu Christi in der Gemeinde. Ein großartiges Werk eines jungen Mannes zu Beginn seiner zwanziger Lebensjahre!

Schlüsselgedanken aus der Haft

Die intellektuelle und theologische Größe Bonhoeffers wird noch deutlicher, wenn wir sehen, dass er aufgrund seiner biblischen Bildung und seiner politischen, sozialen und geistlichen Erfahrungen über die brillanten gedanklichen Konstruktionen seines Jugendwerks hinauswächst. Das zeigt sich ganz dramatisch darin, dass er in seiner Dissertation beständig vom Geist und vom Heiligen Geist spricht, dann aber in seiner weiteren theologischen Entwicklung geradezu in ein Geist-Schweigen verfällt. Von einer durch den Geist Hegels und auch durch die Sozialphilosophie seiner Zeit stark geprägten Geist-Orientierung stellt er zunächst auf eine konsequent

Gedenktafel für Dietrich Bonhoeffer an der Zionskirche im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg.

christologische Orientierung um. Zwei Gründe könnten dafür maßgeblich sein. Einmal der Einfluss Karl Barths und der dialektischen Theologie, einer auf die Herrschaft Jesu Christi konzentrierten Theologie, zugespitzt in der Barmer Theologischen Erklärung. Bonhoeffers Geist-Schweigen könnte aber auch in der Erkenntnis gründen, dass der hegelsche Geist-Begriff den biblischen Heiligen Geist nicht erfassen kann und dass die Rede vom Geist in der damaligen Zeit nicht hinreichend davor geschützt ist, von den Deutschen Christen und vom „deutschen Geist“ vereinnahmt und korrumpiert zu werden.

Drei Schlüsselgedanken aus Bonhoeffers Briefen aus der Haft, die man als sein Vermächtnis ansehen kann, zeigen, wie Bonhoeffer sich am Ende seines Lebens wieder inhaltlich einer Theologie des Heiligen Geistes annähert.

Erstens: Krise des Familienethos und Reich-Gottes-Theologie. Am 18. Dezember 1943 schreibt Bonhoeffer an den Freund Bethge: „Ich glaube nicht mehr an meine Freilassung. Nach meiner Auffassung wäre ich beim Termin am 17. XII. freigekommen; aber die Juristen wollten den sicheren Weg gehen, und nun werde

ich voraussichtlich noch Wochen, wenn nicht Monate hier sitzen. Die letzten Wochen waren psychisch eine schwerere Belastung als alles Vorige.“ Vier Tage später findet sich in den Briefen ein bisher nie gegebener Ton der Bitterkeit gegenüber der eigenen Familie: „Nun scheint die Entscheidung gefallen zu sein, dass ich Weihnachten nicht bei Euch sein

„Ich muss die Gewissheit haben können, in Gottes Hand und nicht in Menschenhänden zu sein.“

kann – aber keiner wagt es mir zu sagen. Warum eigentlich nicht? Traut man mir so wenig *contenance* zu oder hält man es für schonender, mich von Tag zu Tag in leeren Hoffnungen zu wiegen? ... ein glaubensloses Hin- und Herschwanke, ein endloses Beraten ohne Handeln, ein Nichts-wagen-Wollen, das ist eine wirkliche Gefahr.“

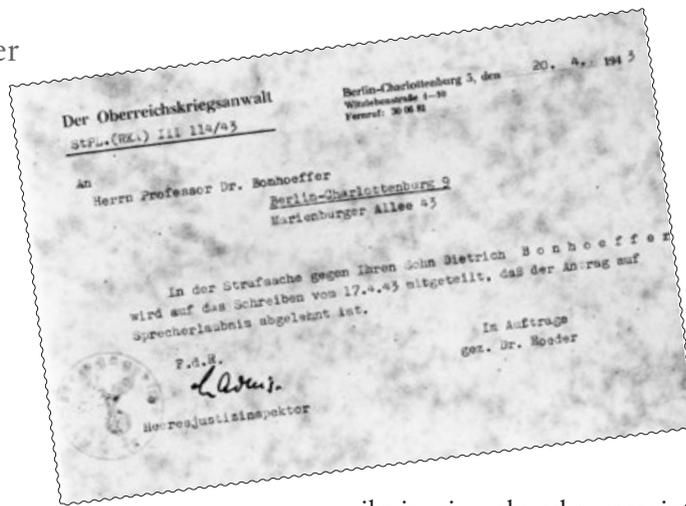
Bonhoeffer betont: „Ich muss die Gewissheit haben können, in Gottes Hand und nicht in Menschenhänden zu sein. Dann wird alles leicht, auch die härteste Entbehrung.“ Die Gewissheit, in Gottes Hand zu sein, verdeutlicht er sich mit der



*Ablehnungsbescheid für
Besuch in der Haft in Berlin-Tegel,
April 1943.*

Rede vom „Schritthalten mit Gott“ und vom kommenden Reich Gottes: „Ein Reich, stärker als Krieg und Gefahr, ein Reich der Macht und Gewalt, ein Reich, das für die einen ewiger Schrecken und Gericht, für die anderen ewige Freude und Gerechtigkeit ist, ... ein Reich, für das sich der Einsatz des Lebens lohnt.“

Zweitens: die nicht-religiöse Interpretation biblischer Begriffe. Man hat oft gerätselt: Wie kann ein so frommer und religiöser Mensch wie Dietrich Bonhoeffer das Programm einer „nicht-religiösen Interpretation biblischer Begriffe“ entwickeln? Tatsächlich versteht Bonhoeffer unter Religiosität eine von Metaphysik und religiösem Subjektivismus geprägte Haltung. In Verbindung damit wirft er „den Religiösen“ vor, Gott zu einem Grenzphänomen zu machen. „Die Religiösen sprechen von Gott, wenn menschliche Erkenntnis (manchmal schon aus Denkfaulheit) zu Ende ist oder wenn menschliche Kräfte versagen.“ Bonhoeffer kritisiert alle Versuche, „ängstlich Raum auszusparen für Gott“ – sei es in einem metaphysischen Jenseits, sei es in einer Innerlichkeit vor aller Erfahrung. Die „metaphysische und individualistische“



ihn in seinem letzten Lebensjahr nicht mehr loslassen wird. Gegenüber allen religiösen Versuchen im Christentum, die Leidenschaften zu temperieren, will er die „Polyphonie des Lebens“ affirmieren. Er ist ersichtlich beglückt über diesen neuen Gedanken, den er mehrfach wiederholt. Ein „mehrdimensional-polyphones Leben“ entspricht dem christlichen Glauben und wird aus der Kraft des Glaubens heraus lebbar, ein Leben, das auch die Schattenseiten, Nöte und Bedrohungen in das Leben hineinzunehmen vermag.

Am 29. Mai 1944 macht Bonhoeffer ganz deutlich, was ihm damit vor Augen steht: „Ich beobachte hier immer wieder, dass es so wenige Menschen gibt, die viele Dinge gleichzeitig in sich beherbergen können; wenn Flieger kommen, sind sie nur Angst; wenn es was Gutes zu essen gibt, sind sie nur Gier; wenn ihnen ein Wunsch fehlschlägt, sind sie nur verzweifelt ... Sie gehen an der Fülle des Lebens und an der Ganzheit einer eigenen Existenz vorbei ... Demgegenüber stellt uns das Christentum in viele verschiedene Dimensionen des Lebens zu gleicher Zeit; wir beherbergen gewissermaßen Gott und die ganze Welt in uns. Wir weinen mit den Weinenden und freuen uns zugleich mit den Fröhlichen; ... das Leben wird nicht in eine einzige Dimension zurückgedrängt, sondern es bleibt mehrdimensional, polyphon ... Man muss die Menschen aus dem einlinigen Denken herausreißen – gewissermaßen als ‚Vorbereitung‘ bzw. ‚Ermöglichung‘ des Glaubens, obwohl es in Wahrheit erst der Glaube selbst ist, der das Leben in der Mehrdimensionalität ermöglicht ...“

Bonhoeffer betont, wir müssen auf nicht-religiöse Weise Gott in der Welt erkennen, auch in den Verdrängungsprozessen, die Gott auszugrenzen suchen, die Gott immer mehr zu einer Randfigur und Randerscheinung werden lassen. „Gott lässt sich aus der Welt herausdrängen

ans Kreuz, Gott ist ohnmächtig und schwach in der Welt und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns“ (16. Juli 1944). Die Religiosität des Menschen weist ihn in seiner Not an die tatsächliche

oder vermeintliche Macht Gottes in der Welt. Die Bibel hingegen „weist den Menschen an die Ohnmacht und das Leiden Gottes; nur der leidende Gott kann helfen. Insofern kann man sagen, dass die beschriebene Entwicklung zur Mündigkeit der Welt, durch die mit einer falschen Gottesvorstellung aufgeräumt wird, den Blick frei macht für den Gott der Bibel, der durch seine Ohnmacht in der Welt Macht und Raum gewinnt. Hier wird wohl die ‚weltliche Interpretation‘ einzusetzen haben.“

Triumphalismus erledigt

Bonhoeffer hebt seine tiefe Dankbarkeit dafür hervor, dass er diese Erkenntnis gewinnen durfte: Gott führt uns in der mehrdimensionalen, polyphonen Wirklichkeit nicht nur als der mächtige Schöpfer, sondern auch als der leidende Christus, in der Unscheinbarkeit des kommenden Reiches und der fragilen Gegenwart des Auferstandenen in seinen Zeuginnen und Zeugen. Erst durch diese Erkenntnis wird der unglaubliche religiös-metaphysische Triumphalismus des theistischen Gottesgedankens abgelöst. Mit der Offenbarung Gottes im Gekreuzigten und Auferstandenen wird nun Ernst gemacht. Erst in der Begegnung mit dem siegreich leidenden Gott nimmt man sowohl die wirkliche Welt als auch den wahren Gott ganz ernst.

Bonhoeffer beendet sein Geist-Schweigen nicht mit ausdrücklichen Worten über Gottes Geist. Aber mit seiner Begeisterung für die Polyphonie des Glaubens und des Lebens, mit der Konzentration auf das kommende Reich Gottes und auch mit der Kritik an metaphysischer und subjektivistischer Theologie mündet sein Denken der Sache nach in eine Theologie des Geistes. Diese auszuführen war ihm nicht gegeben, weil ihn die Nazis am 9. April 1945 in Flossenbürg ermordeten. ◀

*Bonhoeffer schwebt eine radikale
Neuinterpretation der theologischen
Grundbegriffe vor.*

Rede von Gott und Glaube „trifft weder die biblische Botschaft noch den heutigen Menschen“. Bonhoeffer schwebt eine radikale Neuinterpretation der großen theologischen Grundbegriffe vor, die im Anschluss an Johannes 1,14 von Gottes Selbstoffenbarung mitten in der Welt ausgehen müsste.

Diese Neuinterpretation kann nur dann erfolgen, wenn Jesus Christus, sein Geist und seine Geistausgießung und die Verleihung seiner Kräfte und Gaben an die Menschen konsequent im Zusammenhang gesehen werden.

Drittens: die Polyphonie des Lebens und der Glaube. Am 20. Mai 1944 nach einem Besuch von Eberhard Bethge entwickelt Bonhoeffer einen Gedanken, der

Störung und Gnade

Ein Gedankensprung: Störungen können die Gnade eines fruchtbaren Augenblicks in sich tragen

MICHAEL KRÖGER

Menschen sind wie die Ameisen auch rätselhaftes Wesen. Mit dem Unterschied: Sie versuchen ständig, sich einen Überblick zu verschaffen und einen Plan zu machen. In diesen Plänen versuchen sie, alle Fehlerquellen auszumerzen. Sie kontrollieren und überwachen. Doch damit drehen sie sich auch im Kreis, denn sie übertreiben es bisweilen mit der Vorsicht. Bis hin zur totalen Überwachung. Im Atomkraftwerk ist alles unter Kontrolle? Puff! Kein System ist hundertprozentig sicher. Überall sitzen Feblertüfel und warten auf ihren Einsatz.“ (Peter Felixberger)

Ist die Gewährung von Gnade Ausdruck einer besonderen Beobachtung, die Gott den Menschen zukommen lässt – oder nicht vielleicht eher eine Option innerhalb einer mehr oder weniger erfolgreich kommunizierenden Gesellschaft, auch auf Nichtfunktionierendes wie Störungen zu achten? Die Gesellschaft von heute zu beobachten, verkörpert doch wohl auch einen Akt der Gnade, also die Option, auf einmal alles, was uns hier begegnet, jetzt in einem neuen Licht zu sehen und die jeweilige Perspektive zu wechseln.

Kein Zweifel: In einer konsum- und leistungsorientierten Gesellschaft wie der unsrigen heute, in der mehr denn je versucht wird, Risiken und Störungsquellen, soweit es gerade geht, zu kontrollieren, führt diese Strategie früher oder später in die Paradoxie. Bei aller scheinbar so kultivierten Fehlerkultur: Je mehr wir Fehler, Irritationen und Störungen als Quelle oder System von neuen Fehlern und Störungen entdecken und gleichzeitig auszuschalten versuchen, desto weniger sind wir in der Lage, aus dieser endlosen Schleife auszusteigen. Die Botschaft von technischen und sozialen Diagnosesystemen lautet jeweils: Störungen erzeugen ein Dauerbewusstsein für mögliche neu

drohende Störungen. Corona lässt aus nächster Nähe grüßen ...

In zwischenmenschlichen Krisenmomenten fällt bekanntlich schon manchmal der Satz: „Entspann dich jetzt mal.“ Dieser Satz kann kaum zur Störungsbehebung beitragen – suggeriert er doch dem Gegenüber, dass dieser zur Störung beitragen kann. Die Methode, das Kommunizieren selbst zum Thema zu machen, ist also ein Restrisiko, das sich nicht minimieren lässt. Wer heute Störungen nicht als Bedrohung des Systems, sondern als Herausforderung, mit diesem umzugehen, lernen will, braucht eine Mischung aus aktivem Vertrauen und der Fähigkeit, schnell auch einmal ins Gegenteil umzuschalten, die Gnade eines fruchtbaren Augenblicks zu erwischen.

Ist eine Störung nicht immer auch eine Option, das Unabwendbare plötzlich neu zu bewerten? Vielleicht auch als Risiko, sich quasi ungesichert in Störfällen von technischen Systemen und des eigenen Lebens zu bewegen. Das Risiko, in seinem Leben Störungen zu begegnen, lässt sich ebenso wie die Aussicht, Zeitreisen zu unternehmen, – glücklicherweise – nicht wirklich berechnen. Doch das Risiko, dass wir in unserem Leben vielleicht schon einmal eine große Gnade erfahren durften, können wir einfach annehmen. Von der Störung zur Gnade ist es im Grund nur ein kleiner Gedankensprung, erweitert man den Begriff der Gnade um wesentliche Aspekte ...

Ist die Gewährung von höherer Gnade nicht auch eine Fähigkeit, kreativ auf die Ängste und Sorgen, Störungen

und Irritationen der Gegenwart und der Zukunft – und zwar etwas freier – zu reagieren? Welcher, wenn man so sagen will, Wort-Witz steckt denn nun aktuell im Begriff der gegenwärtigen Gnade? Wenn, wie heute, alles vor allem auch sprachlich anders möglich ist, warum sollten wir nicht die Gnade annehmen, diese neuen Freiheiten einfach auszuprobieren?

Nach Gottlieb Ephraim Lessing verbindet der Witz gegensätzliche Begebenheiten, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben (wie jetzt hier: *Gnade und Witz*), so ineinander, dass wir jeden Augenblick „den einen unter dem anderen verlieren“. Der Witz einer Darstellung verwickelt die Kreativität derjenigen, die mit dieser arbeiten, in die Leichtigkeit einer Aktivität, aus deren Form sich am Ende eine besondere, hier und jetzt sich abzeichnende Gnade erkennen lässt.

Gehört die Gnade – auch die Gnade Gottes – nicht auch uns, den Menschen, die ohne erweiterte Ideen von der und ohne den Zuspruch durch die Gnade gar nicht leben könnten? Ob Sie die Leichtigkeit der Gnade spüren, die in nur einem einzigen wunderbaren Wort stecken kann, ist von der Gnade dessen abhängig, der Ihnen die Möglichkeit der Selbsterkenntnis geschenkt hat. Und an dieser Stelle beginnt immer wieder neu unser ganz persönlicher Glaube ... 



Foto: privat

Die
Leichtigkeit
der Gnade
kann in einem
einzigem Wort
stecken.

Michael Kröger arbeitet als freier Autor und Kurator für zeitgenössische Kunst im Kunstraum hase29 in Osnabrück sowie für die Kirchengemeinde St. Marien/Osnabrück.

Ende des Wartens

KATHRIN OXEN

Voller Staunen

3. ADVENT, 13. DEZEMBER

Die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, auf dass es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens. (Lukas 1,78–79)

Ein alter Mann, die Frau hochbetagt, Jahre vergeblichen Wartens auf ein Kind und dann auf einmal doch noch die freudige Nachricht?

Zacharias kann es einfach nicht glauben. Er, der Berufsgläubige, der Priester, kann offenbar längst nichts mehr anfangen mit der Rede von der Kraft der Gebete und den Verheißungen Gottes. So geht er in den Gottesdienst wie andere auf den Acker. Erst ein Engel Gottes unterbricht die inhaltsleer gewordene Liturgie voller Anrufungen, die keine Erhörung mehr erwartet.

Zunächst wird Zacharias stumm, also arbeitsunfähig. Was für eine Vorstellung von Geistlichen, die nicht dauernd reden, sondern sich mit einem stummen, bedauernden Winken zur Gemeinde begnügen müssen. Zacharias hat nun neun Monate Zeit, es schwangeren Frauen gleichzutun: in sich selbst hinein zu lauschen. Und als er wieder zu reden beginnt, kommen aus seinem Mund keine Floskeln mehr. Denn in ihm ist der Glaube neu gewachsen. Die Verheißungen Gottes sind konkret, sie meinen mich, gehören in mein Leben, wie ein Kind zu mir gehört. Der Lobgesang des Zacharias, das „Benedictus“, gehört in der Tradition der Tagzeitengebete zum Morgengebet. Er ist jeden Morgen voller Staunen zu sprechen. Und wenn es Tage gibt, die einem die Sprache verschlagen, dann erst recht.

Ein Jahr noch

4. ADVENT, 20. DEZEMBER

Da sprach der HERR zu Abraham: Warum lacht Sara und spricht: Sollte ich wirklich noch gebären, nun, da ich alt bin? Sollte dem HERRN etwas unmöglich sein? Um diese Zeit will ich wieder zu dir kommen übers Jahr; dann soll Sara einen Sohn haben. (1. Mose 18,13–14)

Es ist lange her, dass in einer Adventszeit so sehlich gewartet wurde wie in diesem Jahr. Auf einmal kommt das Wort „Erlösung“ nicht nur in Predigten vor. Es gibt niemanden, der nicht wartet, auf Unterricht ohne Maske, darauf, die Mitstudenten nicht nur am Bildschirm zu sehen. Oder wir warten darauf, dass wir wieder ganz normal, aktiv die Freizeit verbringen, und die Enkel uns besuchen.

Enkelkinder ist das Stichwort. Es war schon lange her, dass Sara und Abraham aufgebrochen waren. Nun sollten sie endlich bekommen, was sie sich schon lange gewünscht hatten: eine neue Heimat und Kinder. Aber eingetreten war davon noch nichts. Weiße Haare und kein Kind, so sitzen die beiden Alten jeden Tag in der Mittagshitze im Schatten der Bäume. Was soll da noch kommen?

Aber dann kommt Besuch und in ihr Leben Bewegung. So lange hatten sie gewartet. Und es war ein Warten, dem die Hoffnung längst abhandengekommen war. Und nun, auf einmal, beschleunigt sich das Tempo ihres Lebens wieder. Unglaublich, was der Besuch verspricht: Das Warten wird ein Ende haben. Etwas, das sich alle Wartenden von ganzem Herzen wünschen, in diesen Tagen mehr als je zuvor. Der Besuch sagt: Ein Jahr noch, und Sara wird ein Kind haben und die beiden



Kathrin Oxen,
Pfarrerin in Berlin

damit eine Zukunft. „Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?“ Die Frage fällt in das Schweigen unter dem Baum in der Mittagshitze und – in die Adventszeit 2020. In der Geschichte Gottes mit den Menschen ist immer wieder geschehen, was Abraham und Sara erlebten: Jahre des Wartens, Zeiten ganz ohne Hoffnung, eine Wirklichkeit, die alle Möglichkeiten zu ersticken droht. Da kommt von Gott ein Versprechen. Und das stößt sich an der Wirklichkeit. Und auch wir erleben etwas davon in dieser Zeit. Aber wir warten. Und lassen uns die Hoffnung nicht abhandenkommen. Denn ein Kind ist unterwegs.

Leise Schritte

1. WEIHNACHTSTAG, 25. DEZEMBER

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Freudenboten, der da Frieden verkündigt, Gutes predigt, Heil verkündigt, der da sagt zu Zion: Dein Gott ist König! (Jesaja 52,7–9)

Auf der Straße, vor dem Haus, wird eine Autotür zugeschlagen. Und gleich hört man im Treppenhaus ganz leichte Schritte. Das ist der Kleine. Seine helle, fragende Stimme und die Antwort, die sie kennt, ohne dass sie die Worte

genau versteht. Ja, jetzt sind wir gleich bei der Oma, sagt die Mutter.

Schwere Männerschritte folgen. Doch für den Weihnachtsmann ist es eigentlich schon zu spät. Aber es ist der Schwiegersohn, mit vielen Päckchen beladen. Die Oma macht die Tür weit auf: Die jungen Leute sind da.

Die Freude kommt. Man hört schon ihre Schritte. „Da ist die Stimme meines Freundes! Siehe, er kommt und hüpfte über die Berge und springt über die Hügel“ (Hoheslied 2,8). Der Prophet Jesaja leiht sich diese Worte aus dem Hohen Lied, von Liebenden, die voller Sehnsucht aufeinander warten. Seine Schritte könnte ich unter tausenden erkennen. Das muss er sein. Mein Herz schlägt schneller. „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Freudenboten.“ Und dann ist er da, und mit ihm kommt die Freude.

Wenn ihr das kennt, sagt Jesaja, dann wisst ihr, wie es sein wird. Da heben die Israeliten den Kopf und sehen ihn mit ihren müden Augen an, stumpf geworden von dem Schutt und der Asche in Jerusalem, auf die sie blicken. Dabei sind sie doch in die ersehnte Heimat zurückgekehrt. Aber so haben sie sich das nicht vorgestellt. Denn Jerusalem liegt in Trümmern. Die Hoffnung auf Rückkehr hat sich zwar erfüllt, aber dadurch ist nicht alles wieder gut geworden. Es hatte eben auch Vorteile, sich nach der Heimat bloß zu sehnen.

Die Freude über die Rückkehr ist längst verflogen, sie ist auf leisen Sohlen aus ihrem Leben in dieses Trümmerfeld hinausgeschlichen. Und du, Jesaja, redest von Frieden und Gutem und Heil? Wir sehen das nicht.

Die Freude kommt. Man hört schon ihre Schritte. Er hört einfach nicht auf damit, der Prophet. Hier wird es geschehen, in eurem staubigen, grauen Alltag. Dass ihr keine Hoffnung mehr habt – das ist nicht schlimm. Gott bringt sie mit, wenn er kommt. Ich will doch nicht mehr von euch, als dass ihr aufmerksam werdet. War da was? Kommt da was? Ist schon was zu sehen?

Deine Wächter rufen mit lauter Stimme und jubeln miteinander; denn sie werden's mit ihren Augen sehen, wenn der HERR nach Zion zurückkehrt. Seid fröhlich und jubelt miteinander, ihr Trümmer Jerusalems; denn der HERR hat sein Volk getröstet und Jerusalem erlöst.

Nicht nur Wegweiser Gabe und Aufgabe

ALTJAHRSABEND, 31. DEZEMBER

Und der HERR zog vor ihnen her, am Tage in einer Wolken säule, um sie den rechten Weg zu führen, und bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten, damit sie Tag und Nacht wandern konnten. Niemals wich die Wolken säule von dem Volk bei Tage noch die Feuersäule bei Nacht.

(2. Mose 13,21–22)

Klare Signale auf einer endlosen Wanderung: Darauf scheint Gott bedacht zu sein, als sein Volk die Wüste erreicht. Ehe ihr hier in einem großen Kreis an euren Ausgangsort zurückkehrt, geh ich lieber vorneweg. Tags folgt ihr mir, nachts leuchte ich euch, und ab und zu machen wir auch eine Pause. Versprochen!

Eine Wolken- und Feuersäule bite auch für das neue Jahr. Damit wir gut durchkommen und sich nicht alles so endlos anfühlt. Damit wenigstens wir wissen, wo es langgeht, wenn es sonst schon keiner weiß. Deutliche Signale in der unüberschaubaren Wüste. So effizient, wie es sich anhört, ist das Ganze nicht abgelaufen. Den Weg durch das Land der Philister nehmen sie jedenfalls schon mal nicht, als sie Ägypten gerade verlassen haben. Ein Krieg gleich nach dem Aufbruch könnte schließlich demotivierend sein. Da gehen wir lieber einen Umweg. Allerdings endet der erst einmal am Schilfmeer. Und von hinten hört man schon die Räder der ägyptischen Streitwagen im Sand knirschen. Durch das Meer werden die Israeliten hindurchkommen. Aber mit den Umwegen hat es noch lange kein Ende. Vierzig Jahre brauchen sie für eine Wanderung über siebenhundert Kilometer Luftlinie.

Könnte es sein, dass die Wolken- und Feuersäule gar keine Wegweiser sind? Sondern einfach nur das tröstliche Gefühl geben: Gott ist dabei. Auf den Umwegen, vor den Hindernissen, auf langen Strecken. An hellen Tagen und in dunklen Nächten auch im kommenden Jahr.

1. SONNTAG NACH EPIPHANIAS,
10. JANUAR

Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedem unter euch, dass niemand mehr von sich halte, als sich's gebührt, sondern dass er maßvoll von sich halte, wie Gott einem jeden zugeteilt hat das Maß des Glaubens. (Römer 12,3)

Neues Jahr, neue Aufgaben. Da kommt die Ermunterung des Paulus gerade recht. „Jahresplanung“ steht in vielen Kalendern. Aber das Planen und die Übersicht über die Aufgaben sind schwieriger denn je. Denn die Planbarkeit des Lebens ist uns abhandengekommen wie wohl noch nie zuvor.

Ich bin ohnehin keine Freundin von To-do-Listen. Ich schiebe gerne auf und vor mir her und habe meistens nicht einmal mehr Zeit, mich dann an den erledigten Aufgaben zu freuen. Deswegen habe ich beschlossen, das mit den Aufgaben für dieses Jahr aufzugeben. Ehe ich lange Aufgabenlisten schreibe, möchte ich erst einmal eine viel schönere und viel kürzere Liste mit meinen Gaben machen und den Dingen, die ich gut kann und gerne mache.

Paulus hat bei seiner Aufzählung der verschiedenen Gaben keinen kirchlichen Geschäftsverteilungsplan im Hinterkopf, sondern konkrete Menschen vor Augen.

Am Ende seines Briefes an die Gemeinde in Rom zählt er die Leute noch einmal mit Namen auf. Es sind so viele, dass man sich gut vorstellen kann, dass unter ihnen auch nicht jeder alles gekonnt und gemacht hat. Für den Umgang mit den Aufgaben des neuen Jahres finde ich das hilfreich. „Jeder soll maßvoll von sich halten“, schreibt Paulus. Ich kann nicht alles. Und meine Verantwortung ist, mir das einzugestehen und im Zweifelsfall Aufgaben an andere abzugeben.

Ganz schwierig, ruft der immer zu kleine Chor der Engagierten, es findet sich doch niemand außer uns. Aber Paulus denkt Aufgabe und Gabe immer zusammen. Wer kein Lehrer ist, muss sich auch nicht wie einer benehmen. Und wer leiten will, kann nicht bloß geliebt werden wollen. ◀

Die Freunde des Genies

Bisher kaum beachtet: Beethovens Kontakte zum Protestantismus

FRIEDEMANN SCHMIDT-EGGERT

Ludwig van Beethoven, der vor 250 Jahren am 17. Dezember 1770 in Bonn getauft wurde, war offiziell sein Leben lang katholisch und in seiner Religiosität überkonfessionell. Aber es gibt auch interessante protestantische Nuancen im Leben des Genies, die der Bonner Theologe und Beethovenexperte Friedemann Schmidt-Eggert schildert.

Auf den ersten Blick scheint es kaum Berührungspunkte zwischen Ludwig van Beethoven und dem Protestantismus zu geben. Bonn und Wien, die beiden Heimaten des Komponisten, waren in den Jahrzehnten um 1800 tief katholisch geprägt.

Auf den zweiten Blick gibt es aber doch einige Kontakte mit Protestanten. An erster Stelle ist hier Christian Gottlob Neefe zu nennen, ein reformierter Theatermusiker, Komponist und Hoforganist, der in Bonn zum ersten prägenden Lehrer Beethovens wurde. Schnell erkannte Neefe das Potenzial Beethovens, den er als Elfjährigen kennenlernte. Er machte den 14-Jährigen 1784 zu seinem Stellvertreter als Hoforganist und ermunterte den jungen Ludwig zu eigenen Kompositionsversuchen. Neefe brachte Beethoven nicht nur die Musik Johann Sebastian Bachs, Josef Haydns, Carl-Philipp Emanuel Bachs und Wolfgang Amadeus Mozarts näher, sondern begeisterte ihn gleichzeitig für das Gedankengut der Aufklärung.

Christian Gottlob Neefe war reformierter Protestant, Illuminat und Freimaurer, also Mitglied einer Bewegung, die sich das Wachstum des Menschen zur Hauptaufgabe gemacht hatte. Offensichtlich hatte Neefe einen Zugang zu dem temperamentvollen und zu Wut anfälligen neigenden jungen Mann gefunden, der eine Vaterfigur ebenso vermisste, wie eine umfassende Bildung. Dass der reformierte Neefe überhaupt beim Kurfürsten die Position eines Hoforganisten einnehmen konnte, ist ein Beleg für

das tolerante Klima, das in Bonn damals herrschte. 1798 lernte Beethoven in Wien Karl Amenda kennen, der Vorleser beim Fürsten Joseph Lobkowitz und Lehrer der Kinder von Constanze Mozart war, denen Beethoven zeitgleich Klavierunterricht gab. Obwohl die persönliche Begegnung nur kurz war, hielt die Freundschaft für den Rest seines Lebens. Der aus dem Baltikum stammende Amenda hatte in Jena von 1792 bis 1795 lutherische Theologie studiert, danach war er als Musiker auf Reisen und konzertierte namentlich in Lausanne, Frankfurt am Main und Konstanz. Im Frühjahr 1798 traf er in Wien ein, wo er sich bis zum Juli/August 1799 aufhielt. Anschließend kehrte er über Riga in seine Heimat zurück, wo er zunächst Pastor in Talsi, ab 1821 Propst der Diözese Kandau war und 1830 zum Konsistorialrat ernannt wurde.

Zahlreiche Briefe

Trotz der räumlichen Entfernung blieben Beethoven und er in Verbindung und schrieben einander zahlreiche Briefe. Beethoven widmete ihm am 25. Juni 1799 die Frühfassung seines Streichquartetts F-Dur op. 18 Nr. 1. Die Titelseite der Stimme für die erste Violine trägt die Aufschrift: „lieber Amenda! nimm dieses Quartett als ein kleines Denkmal unserer Freundschaft, so oft du dir es vorspielst, erinnere dich unserer durchlebten Tage und zugleich, wie innig gut dir war und immer seyn wird dein wahrer und warmer Freund Ludwig van Beethoven.“

Am 1. Juli 1801 gestand Beethoven als erstem Karl Amenda von seiner beginnenden Ertaubung. Amenda beschrieb seine Freundschaft mit Beethoven in einem Brief 1806 in einem Brief an den gemeinsamen Freund Andreas Streicher mit den Worten: „Diesem Menschen hätte ich mein ganzes Leben widmen können.“

Neefe und Amenda können als Lehrer und persönliche enge Freunde Beethovens angesehen werden. Daneben gibt es noch einen dritten wichtigen „offiziellen“



Protestanten im Leben Beethovens, nämlich den Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. Ihm widmete Beethoven seine berühmte 9. Sinfonie. Allerdings war der König in Sachen Widmungsträger nur die dritte Wahl. Eigentlich wollte Beethoven die Neunte seinem Schüler Ferdinand

Bekanntes Beispiel für protestantische Bezüge sind die Lieder nach Texten von Christian Fürchtegott Gellert.

Ries widmen, der 1817 dafür gesorgt hatte, dass die London Philharmonic Society den Auftrag zur Komposition erteilt hatte. Warum Beethoven davon Abstand nahm, ist unklar.

Danach wollte Beethoven die Sinfonie dem amtierenden Zaren Alexander I. widmen. Der starb jedoch vor der Fertigstellung der Sinfonie, sodass Beethoven schließlich auf den Preußenkönig verfiel. Wahrscheinlich erhoffte er sich von Friedrich Wilhelm ein zusätzliches



Ulrich Noethen (rechts) ist der Darsteller von Beethovens evangelischem Lehrer und Freund Christian Gottlob Neefe im Film „Louis“, der zu Weihnachten im Ersten gezeigt wird (siehe Seite 6). Anselm Bresgott (links) spielt Beethoven als jungen Mann.

das Lied „Der Wachtelchlag“, nach einem Text des evangelischen Dichters und Dorfschullehrers Friedrich Sauter, dar. An dem Lied hat Beethoven sehr lange und intensiv gearbeitet und auch den Text immer wieder verändert. Es fällt durch die sehr erbaulichen Bilder und Gedanken auf, die so gar nicht zum herkömmlichen Beethovenbild passen wollen.

Dieses Lied hat Beethoven niemandem gewidmet, er hat es also im Grunde für sich selbst geschrieben. Der Text stammt vom Dorfschullehrer und Volkslieddichter Samuel Friedrich Sauter, der wegen seiner oft unfreiwillig komischen Gedichte als „Weiland Gottlieb Biedermeier“ und „Biedermanns Abendgemütlichkeit“ parodiert wurde, was der Epoche dann schließlich ihren Namen gab. Das Lied wird in der Literatur meist als naiv, frömmelnd und tonmalerisch abgetan, wenn es denn überhaupt erwähnt wird. Der „Wachtelruf“ als Motiv taucht später in der „Pastorale“ wieder auf.

Dieses Lied wird meist zusammen mit den Gellert-Liedern aufgeführt. Als Zugabe. Komponiert hat es Beethoven im Jahre 1803, zeitgleich mit der 3. Sinfonie, der „Eroica“, wo er sich als Sympathisant der Französischen Revolution und als Aufklärer outete. Er gab sich da als alles andere als als braver Christ. Sein Lehrer Joseph Haydn nannte ihn nicht nur „meinen Großmogul“, sondern schimpfte ihn auch liebevoll einen „Atheisten“. Man kann nur vermuten, was Beethoven bewog, die-

Wie Beethoven wirklich über Religion dachte, ist schwer zu ermitteln.

Honorar, vielleicht sogar eine Festanstellung. Tatsächlich erhielt Beethoven vom preußischen Hof einen Diamantring als Dank, der sich aber nur als mäßig wertvoll herausstellte. Beethoven war zunächst enttäuscht, hielt sich aber nicht lange damit auf, denn öfters widmete er ungefragt seine Werke berühmten Persönlichkeiten, aber nie erzielte er damit einen größeren Gewinn. Warum er es immer wieder versuchte, bleibt unklar.

Als bekanntestes Beispiel für direkte protestantische Bezüge im Werk Beethovens werden immer die sechs sogenannten Gellert-Lieder genannt. Beethoven widmete sie dem Grafen Johann Georg von Browne-Camus (1767–1827), einem reichen russischen Oberst und Malteser-ritter, der als Vertreter des Zaren in Wien lebte. Beethoven nannte ihn den „ersten Mäzen seiner Muse“. Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769) war ein bedeutender deutscher Dichter der Aufklärung und zu Lebzeiten einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller. Bis heute wird er besonders in pietistischen Kreisen

verehrt. Schon Carl Philipp Emanuel Bach hatte Gellerts Texte vertont, diese Werke waren Beethoven wahrscheinlich bekannt. Die sechs Gellert-Lieder Beethovens „fallen so aus dem Rahmen, dass sie in vielen Beethovenbiographien nicht einmal erwähnt werden“, schrieb Eleonore Büning 2018 in ihrem Buch *Hommage an Beethoven*.

Es ist in der Tat erstaunlich, dass Beethoven Lieder von Gellert vertont hat, denn sie sind ein Zeugnis spezifisch protestantischer Frömmigkeit. Noch heute sind sechs Gellert-Lieder im Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs vertreten, darunter das Weihnachtslied „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“, das Morgenlied „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“ und das berühmte „Jesus lebt, mit ihm auch ich“, was als einziges Gellert-Lied auch im aktuellen Gotteslob vertreten ist. Beethoven vertont die Gellert-Lieder durchaus eingängig und eindrucklich, wenn er auch meist nur die erste Strophe verwendet.

Eine weitere Kuriosität und absolute Ausnahme im Schaffen Beethovens stellt

sen pietistischen Text zu vertonen. Wie Beethoven wirklich über Religion dachte, ist schwer zu ermitteln, da er sich kaum darüber geäußert hat. Konfessionen waren für Beethoven sicher unwichtig, und deswegen dürfen sein Umgang mit Protestanten und protestantische Spuren in

seinem Werk nicht überschätzt werden. Sie sind und bleiben eine aparte Randnotiz im Schaffen des Genies.

Nachweislich viel gelesen hat Beethoven die beiden Bände „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und die Vorsehung auf alle Tage des Jahres“ des protestantischen Theologen Christoph Christian Sturm aus dem Jahre 1772. Beethoven besaß die 3. Auflage aus dem Jahr 1785. Daraus hat er oft zitiert und vieles darin angestrichen. Auch reichlich kirchenkritische Literatur fand sich in seiner Bibliothek, zum Beispiel Schriften des katholischen Moraltheologen Michael Sailer und „Ansichten von Religion und Kirchentum“ von Ignaz Aurelius Fesler.

die Vermittlung Dritter, man kann Gott selbst unmittelbar begegnen – ein durch und durch evangelischer Gedanke.

Unsichere Authentizität

Von Bettina Brentano, der späteren verheirateten von Arnim, werden zwei Zitate Beethovens überliefert, deren Authentizität aber nicht sicher ist. Sie stammen beide aus einem Brief vom 28. Mai 1810 an Johann Wolfgang von Goethe, in dem sie ihre Begegnung mit Beethoven schildert, während derer jener gesagt haben soll: „So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältnis zu ihr ist Religion, was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Befähigungen ein Ziel steckt, was er erreicht.“ Eine lupenreine Begründung der romantischen Kunstreligion also. Ähnliches transportiert das zweite angebliche Beethoven-Zitat, das demselben Brief entstammt: „(...) so ist jede ächte Erzeugung der Kunst, unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, und kehrt durch ihre Erscheinung zur göttlichen zurück, hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugniß giebt von der Vermittlung des Göttlichen in ihm.“ Bettina Brentano legt Beethoven diese Worte in den Mund – es bleibt zweifelhaft, ob Beethoven sich wirklich in dieser Weise

äußerte. Eine weitere Äußerung aus dem Jahre 1810 enthält ein Brief Beethovens an Bettina Brentano, die zumindest religiöses Potenzial birgt: „Die Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich hab’ sie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wäre sonst aus mir geworden?“ Leider aber ist die Authentizität gerade dieses Briefes Beethovens vom 11. August 1810 äußerst zweifelhaft, denn es fehlt das Autograph, zudem ist Bettina Brentano bekannt für ihre erfundene Korrespondenz.

Im selben Jahr 1810 – und das ist gesichert – schrieb Beethoven in sein Tagebuch ein kleines Bekenntnis: „Gott ist immateriell, deßwegen geht er über jeden Begriff; da er unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben. Aber aus dem, was wir von seinen Werken gewahr werden, können wir schließen, dass er ewig, allmächtig, allwissend, allgegenwärtig ist.“ Dieses Bekenntnis passt durchaus in den intellektuell-künstlerischen religiösen Zeitgeist um 1800, den unter anderem auch die berühmten Reden Schleiermachers von 1799 bezeugen. Dass Beethoven sie kannte, ist höchst unwahrscheinlich. Höchst wahrscheinlich aber ist, dass viele Menschen seit über zwei Jahrhunderten von Beethovens Musik im Innersten angerührt sind und in ihr Trost, Tiefe, Freude, Schönheit und vielleicht auch den ein oder anderen göttlichen Funken finden. ◀

Seit den frühen Bonner Jahren hatte Beethoven eine Aversion gegen die Institution Kirche.

Schon seit den frühen Bonner Jahren hegte Beethoven eine Aversion gegen die Institution Kirche, was man an vielen seiner ironischen Bemerkungen in seinen Briefen ablesen kann. Die behauptete moralische Integrität der katholischen Würdenträger stieß ihn vielfach ab. Auch war Beethoven der Meinung, dass man nicht in die Kirche gehen müsse, um Gott zu begegnen, „ein Freytag in der Woche“ genügte ihm, Glaube geht ohne



Colin Pütz (rechts) spielt im Film „Louis“ Beethoven als Kind.

Niemöller fuhr Achterbahn

Klaus Groß aus Kaiserslautern zu Michael Heymel „Kein Kronzeuge“ (zz 5/2020):

Ich habe Martin Niemöller in der Zeit, als ich aufs Abitur zusteuerte (1952), in meinem Elternhaus erlebt und habe gemerkt, wie sehr er an meiner menschlichen, theologischen und politischen Entwicklung mitwirkte. Später hörte ich aus Gesprächen Niemöllers mit meinem Vater heraus, dass da zwei Pfarrer aus einem deutschnationalen Denken heraus, dem Pfarrernotbund und der Bekennenden Kirche zugehörig und an den Verhältnissen der zerbrechenden Weimarer Demokratie leidend, Adolf Hitler zugeneigt waren. Sie meinten, einen führungsstarken Mann zu brauchen und erwarteten, ihn in Hitler zu finden. Mein Erschrecken über diese Entdeckung wandelte sich in Sympathie, weil Martin Niemöller öffentlich in aller Welt zu dieser Vergangenheit stand und suchende Schritte in die neue Demokratie tat. Meine Lehrer in Gymnasium und Universität waren meist bestrebt, ihre Vergangenheit als Parteigenossen kleinzureden oder zu verschweigen. Ich lernte durch Niemöller später, den Kampf gegen Atomkraft aufzunehmen, die Angst vor dem Bolschewismus zu überwinden und die Demokratie in Staat und Kirche mitzugestalten. Ich freute mich, dass ein gestandener Mann quasi „Achterbahn“ (Ian Kershaw) fuhr, wie ich und wie die meisten meiner Landsleute. Ich merkte, wie die Suche nach dem richtigen Weg in ihm arbeitete und wie

KORREKTUR: Im Artikel von Manfred Gailus in zz 11/2020 über den Tübinger Theologen Gerhard Kittel ist uns in der Bildunterschrift ein Fehler unterlaufen. Anders, als dort behauptet, hat Kittel nicht am Frankfurter „Institut zur Erforschung der Judenfrage“ gearbeitet.

Wir bitten, den Fehler zu entschuldigen.

sehr er sich beispielsweise unterschied von Otto Dibelius, der vom „Tag von Potsdam“ an bis zum Abschied vom Vorsitz im Rat der EKD immer eine obrigkeitliche Position vertrat. Ich bedaure, dass der Artikel von Benjamin Ziemann geprägt ist von Antipathie für sein Objekt; er kann Niemöller nicht offen begegnen. Bei ihm besteht ein ähnlicher Handlungsbedarf, den er den Hessen-Nassauern empfiehlt.
Klaus Groß

Nur die halbe Wahrheit

Arnulf Baumann aus Wolfsburg zu Arnd Henze „Eine Entschuldungserklärung“ (zz 10/2020):

Die Analyse der „Stuttgarter Schuldklärung“ durch Arnd Henze greift zu kurz; sie bietet bestenfalls die halbe Wahrheit. Er untersucht die Erklärung aus heutiger Sicht und entdeckt zu Recht, dass sie keine wirkliche Schuldklärung ist. Er geht aber überhaupt nicht auf die Vorgeschichte der Kriegsschuldfrage ein. Die ist aber entscheidend für das Verständnis. Im Versailler Friedensvertrag war Deutschland die Anerkennung einer deutschen Alleinschuld am Ausbruch des Weltkriegs aufgenötigt worden, was von vielen Deutschen als ausgesprochen ungerecht empfunden wurde. Ich habe die damalige Zeit als Heranwachsender erlebt und kann mich gut an die Stimmungslage erinnern. Es standen viele einander ausschließende Interpretationen des Geschehenen im Raum. Die Gefahr einer erneuten Verstrickung in die Kriegsschuldfrage war durchaus gegeben. Die Stuttgarter Erklärung hat jedoch einen Weg gebahnt aus dem emotionalen Durcheinander hin zu einer inneren Distanzierung von den Personen und Auffassungen, die zwölf Jahre hindurch in Deutschland bestimmend gewesen waren. Sie hatte und hat Langzeitwirkung, bis heute. Es genügt nicht, aus heutiger Sicht auf Mängel der Erklärung hinzuweisen, ohne auf die damalige komplizierte Stimmungslage einzugehen. So wird man deren Unterzeichnern nicht gerecht.
Arnulf Baumann

Anfällig für Ideologie

Horst Friedrichsmeier aus Bochum zu Arnd Henze „Eine Entschuldungserklärung“ (zz 10/2020):

Der Artikel macht bedrückend deutlich, wie wenig der Großteil der evangelischen Theologen und Kirchenmitglieder ihre tiefe Anfälligkeit für nationalsozialistische Ideologie und ihr völliges Versagen angesichts der Entrechtung und Ermordung der Juden wirklich erkannt, bereut und durch aktive Entnazifizierung gesühnt haben. Ich selber habe meine Jugend in einem ostwestfälischen Dorf erlebt, bin fundamental christlich erzogen worden, habe aber weder von meinen lutherischen Pfarrern noch vom CVJM ein Wort über die zerstörten jüdischen Nachbargemeinden in Minden und Vlotho gehört; erst bei einer Tagung auf dem Jugendhof Vlotho 1960 stieß mich ein junger Pfarrer auf das, was mit dem 30. Januar 1933 seinen schrecklichen Anfang genommen hatte.
Horst Friedrichsmeier

Diskussionskultur pervertiert

Pfarrer i. R. Manfred Alberti aus Wuppertal zu Arnulf von Scheliba „Die Wagenburg geöffnet“ (zz 10/2020):

Wenn als wichtiger Punkt in diesem Papier immer wieder die zentrale Öffentlichkeitsarbeit der EKD-Spitze mit dem eingeforderten Gehorsam aller anderen durchscheint, pervertiert das die Diskussionskultur des gemeinsamen Hörens und gemeinsamen Nachdenkens über den Glauben. Kirche sollte „semper reformanda“ sein, von oben wie von unten her. Das Papier „Kirche auf gutem Grund“ wird seinem Titel nicht gerecht. Bibel, Bekenntnisse oder reformatorische Grundeinsichten wie die zentrale Bedeutung der Gemeinden kommen so gut wie nicht vor. Sie wären aber entscheidend, um weitere falsche Entwicklungen durch die geplante Zerstörung der mitgliedernahen Gemeindenkultur zu verhindern.
Manfred Alberti



Schwieriges Erbe

In Hamburg sind die Spuren der Kolonialherrschaft noch weithin sichtbar

KLAUS SIEG (TEXT) • JÖRG BÖTHLING (FOTOS)

Hamburg war die einflussreichste Kolonialmetropole Deutschlands. Wie soll mit den zahlreichen Spuren dieses Erbes umgegangen werden? Dazu melden sich immer mehr junge Menschen mit familiären Bezügen zu Wort.

Hamburger Schmuddelwetter. Es nieselt. Menschen mit Regenschirmen eilen vorbei in Richtung Wandsbek Markt, einem Verkehrsknotenpunkt im Osten der Stadt. Auf der vierspurigen Straße rauschen die Autos vorbei. Anne Marie Azong steht unter dem Vordach des Eingangs zur Christuskirche. Trotz des Wetters trägt sie weiße Sneaker zu schwarzer Hose und Jacke. Das Violett ihres Lippenstiftes passt zu der Farbe ihrer Strähnen. „Kennen wir Hamburger ja nicht anders, das Wetter“, sagt sie trocken und grinst. Dann geht ihr Blick über den historischen Friedhof.

Wir sind hier verabredet, um gemeinsam das Mausoleum von Heinrich Carl von Schimmelmann in Augenschein zu nehmen. Der 1782 gestorbene Schimmelmann galt als reichster Mann Europas. Seinen Reichtum hatte er im transatlantischen Dreieckshandel gemacht. Er exportierte von Hamburg aus Baumwolltuch, Waffen und Schnaps an die Westküste Afrikas, tauschte die Waren gegen Sklaven, die er wiederum nach Nordamerika und in die Karibik verschiffte, um sie dort zu verkaufen. Voll beladen mit Zuckerrohr segelten die Schiffe zurück nach Europa. Schimmelmann betrieb in der Karibik zudem eine eigene Plantage mit tausend Sklaven.

Anne Marie Azongs Eltern stammen aus Kamerun, sie selbst ist als Kind nach Deutschland gekommen. Auch aus dem zentralafrikanischen Land wurden Sklaven geraubt und an der Westküste Afrikas an Händler verkauft. Bereits die Fahrt über den Atlantik überlebten sehr viele nicht.

Was empfindet Anne Marie Azong beim Anblick des Schimmelmann-Mausoleums? „Es macht mich sehr wütend, dass dieser Mensch so einen Ehrenplatz einnimmt“, sagt die 25-Jährige. „Jeder weiß doch um die Verbrechen des Sklavenhandels, warum wird das immer noch heruntergespielt?“

Die Begräbnisstätte Schimmelmanns ist die auffälligste und mächtigste auf dem Friedhof. Das Mausoleum gilt als zentrales Werk des Norddeutschen Klassizismus und steht seit 1940 unter Denkmalschutz.

Wandsbek war zu Schimmelmanns Zeiten ein dänisches Dorf mit einem Gut. Heinrich Carl Schimmelmann erwarb das Gut und ließ das Wandsbeker Schloss bauen. Unter seiner Gutsherrschaft blühte der Flecken vor den Toren Hamburgs ökonomisch und kulturell auf. Deshalb wird er bis heute geehrt: Ein Stieg, eine Allee und eine Straße im Bezirk tragen seinen Namen.

Die Grundschule in der Schimmelmannstraße war lange nach selbiger benannt. Die Schatzmeisterstraße nimmt Bezug auf seine Tätigkeit als Finanzberater der dänischen Könige. 2006 wollte die damalige Bezirksregierung ihn zudem mit der Aufstellung einer Büste vor dem Rathaus ehren. Es kam zu Protesten. Mehrfach wurde die Büste mit roter Farbe attackiert. 2008 entfernte der Bezirk das Denkmal wieder.

Vom Sockel gestoßen

„Wie viel Blut ist durch diesen Menschen vergossen worden, das ist doch viel bedeutsamer als das Positive, was er geschaffen hat.“ Anne Marie Azong steht vor der blauen Texttafel, die von der Stadt am Mausoleum angebracht wurde. Seine Rolle im Sklavenhandel erwähnt diese nur in einem Satz am Ende. Hinter der runden Brille Anne Marie Azongs funkeln ihre Augen vor Empörung.

Im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung wurden in den USA, in Belgien und in Großbritannien Denkmäler kritisiert, beschädigt oder ganz vom Sockel gestoßen, die zu Ehren von Entdeckern, Sklavenhändlern oder herausragenden Persönlichkeiten der Kolonialherrschaft geschaffen worden waren. Auch in Deutschland hat die Auseinandersetzung über den Umgang mit diesem Teil der Geschichte neuen Auftrieb erhalten. Dieses Mal aber beteiligen sich verstärkt Menschen, die einen eigenen biografischen Bezug zu dem Thema haben. Viele von ihnen sind junge Afrodeutsche. Sie sind als Kinder eingewanderter Eltern hier aufgewachsen und begreifen dieses Land als ihres. Forderungen stellen sie mit mehr Nachdruck, als noch ihre Eltern es getan hätten. Wie die deutsche Staatsbürgerin Anne Marie Azong, die sich mit ihren Wurzeln in zwei Kontinenten vorwiegend als Hamburgerin fühlt. Trotz ihres ausgeprägten

Anne Marie Azongs Eltern stammen aus Kamerun, sie selbst ist als Kind nach Deutschland gekommen (links). Hamburger Kaufleute erreichten mit massiver Lobbyarbeit, dass Reichskanzler Bismarck seine zunächst ablehnende Haltung gegenüber Kolonien aufgab. Zum Dank stifteten sie ihm ein großes Denkmal über dem Hafen, um dessen Renovierung die Stadt aktuell streitet.



Lokalpatriotismus ist sie von Hamburg enttäuscht. „Wo wird in dieser Stadt der vielen Menschen gedacht, die durch die Sklaverei elendig ums Leben gekommen sind?“, fragt die 25-Jährige. „Wenn wir wirklich ein Teil dieser Gesellschaft sind, muss das endlich passieren.“

Hamburg war als Hafenstadt eine der einflussreichsten Kolonialmetropolen Europas. Hamburger Kaufleute erreichten mit massiver Lobbyarbeit, dass Reichskanzler Bismarck seine ablehnende Haltung gegenüber Kolonien aufgab. Zum Dank stifteten sie ihm ein großes Denkmal über dem Hafen, um dessen Renovierung und Gestaltung die Stadt aktuell streitet. Hanseatische Kaufleute, Reeder und Banken wirkten maßgeblich bei der Berliner Afrika-Konferenz 1884 mit, der Initialzündung zur imperialistischen Aufteilung des Kon-



„Das hier ist nicht der gute Onkel Kolumbus, der Superentdecker.“

tinentes unter den Kolonialmächten. Auch an der Durchführung des Genozids an den Herero und Nama in Deutsch-Südwest, heute Namibia, waren Akteure aus Hamburg maßgeblich beteiligt. Die Reederei des bis heute aktiven Handelshauses Woermann zum Beispiel hatte das Monopol auf alle Truppentransporte nach Deutsch-Südwest.

Viele Orte in der Stadt zeugen von diesem schwierigen Erbe. „Irgendwann ist mir klargeworden, ich begegne auf meinen täglichen Wegen ständig der Ehrung von Menschen, die mir sehr geschadet hätten, wenn ich damals gelebt hätte.“ Lovis Jenkins steht vor der Kornhausbrücke. Sie führt von der Hamburger Innenstadt in die historische Speicherstadt, also zum damaligen Hafen. Seit 1903 zieren die Brücke zwei Denkmäler aus Sandstein, die Vasco da Gama sowie Christoph Kolumbus ehren. Der Großvater von Lovis Jenkins war Afroamerikaner, also Nachfahre verschleppter Sklaven. Kolumbus gilt als Entdecker Amerikas. Abgesehen davon, dass andere das bereits vor ihm erledigt hatten, leitete der Italiener die Kolonisierung des Kontinentes ein. Maßgeblicher Motor dieses aus europäischer Sicht erfolgreichen Modells war neben der bedingungslosen Ausbeutung der Rohstoffe die Bewirtschaftung großer Plantagen mit aus Westafrika importierten Sklaven. Und die Urbevölkerung Amerikas wurde auf





Die Reederei des Handelshauses Woermann hatte das Monopol auf alle Truppentransporte nach Deutsch-Südwest (Seite 65). Lovis Jenkins steht vor der Kornhausbrücke. Im Hintergrund die Denkmäler aus Sandstein, die Vasco da Gama und Christoph Kolumbus ehren.

Kolumbus' Befehl unterdrückt, versklavt, vergewaltigt, verstümmelt und ermordet. „Das hier ist nicht der gute Onkel Kolumbus, der Superentdecker – wann hört man endlich mit dieser unkritischen Rezeption auf.“ Auch Lovis Jenkins ist wütend. An der Kornhausbrücke gibt es zwar eine blaue Tafel der Stadt. Sie erklärt die Brücke und die damalige Zollgrenze zwischen Altstadt und dem Freihafengebiet. Die Figuren bleiben unkommentiert. Lovis Jenkins ist in Wandsbek aufgewachsen. Er hat die Grundschule

in der Schimmelmannstraße besucht. Erst als Erwachsener wurde ihm bewusst, wer der Namensgeber der Schule seiner Kindheit war. Lovis Jenkins schätzt, ebenso wie Anne Marie Azong, die offene bundesrepublikanische Gesellschaft. Es sollte aber gerade in ihr nicht nötig sein, dass so lange um die Anerkennung der Opfer von Kolonialismus und Sklaverei gekämpft werden muss. Die Frage nach dem Umgang mit diesem Erbe betrifft die Grundlagen der modernen europäischen Gesellschaft. „Es gibt diese kolonialen Spuren einfach überall, und es ist keineswegs hysterisch, darauf immer wieder hinzuweisen.“

Teil der Identität

Das aber kostete sehr viel Kraft, weil es immer auch um mehr als eine abstrakte politische Auseinandersetzung gehe. „Die Demütigung eines Teils meiner Vorfahren ist Teil meiner Identität.“ Zudem gelte es, immer wieder gegen die Macht selektiver Wahrnehmung anzukämpfen. Einen Reichskanzler Bismarck verbinden nach wie vor sehr viele Menschen vor allem mit dessen Sozialgesetzgebung, Kolumbus mit der Entdeckung Amerikas und Schimmelmann mit der Entwicklung Wandsbeks. Trotz der auch bei ihm sehr großen und tief sitzenden Wut, ruft der Student der Politikwissenschaften nicht zur Stürmung, Sprengung oder zum Abriss auf. Wie aber umgehen, mit einem von nur einer kleinen Lobbygruppe initiierten Denkmal, das bereits bei seiner Einweihung 1908 längst nicht im Sinne aller Hamburger gewesen sein dürfte? „Parallel zur Sanierung soll eine neue Debatte zum Umgang mit





Seydou Konate vor dem Ehrenmal im sogenannten Tansania-Park in Hamburg-Jenfeld.

dem Bismarck-Denkmal geführt werden“, sagt Enno Isermann. Daran beteiligen will man unter anderem Nachkommen der Kolonisierten und Opferverbände aus den ehemaligen Kolonien. „Das Ziel einer Neu-Kontextualisierung des Bismarck-Denkmal soll möglichst bis zum Abschluss der Sanierung entwickelt und umgesetzt werden“, so der Sprecher der Behörde für Kultur und Medien. Auch um kolonial belastete Straßennamen will die Stadt sich kümmern. Zum 1. September 2020 wurde dafür eine Projektstelle besetzt, die eine Strategie zur Umbenennung erarbeiten soll. Bereits seit 2014 gibt es an

Kamerun verantwortlich. Heute liegen die Denkmäler im Lager der Universität. Nur kontextualisiert in Ausstellungen sind sie noch öffentlich zu sehen. Für viele andere Denkmäler und Spuren aber fehlt immer noch ein Konzept. „Ich schätze sehr die Erinnerungskultur in Deutschland an die Shoa, aber auch die ist nicht von alleine entstanden, sie wurde mit großem Einsatz erkämpft“, sagt Lovis Jenkins. Das erwartet er auch für die Erinnerungskultur rund um Kolonialismus und Sklaverei. Etwa für das Askari-Relief und das Schutztruppen-Ehrenmal neben dem Gelände der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne.

Das Tor zum sogenannten Tansania-Park in Hamburg-Jenfeld ist verschlossen. Einen Zugang zu bekommen, ist nicht ganz einfach. Seydou Konate steht mit verschränkten Armen vor dem Ehrenmal und blickt die hohe Säule entlang in den grauen Himmel. Sehr lange sagt der 31-Jährige, den seine bereits eingewanderten Eltern vor 15 Jahren aus dem Senegal nachgeholt haben, nichts. „Ja, das ist Geschichte, das ist wirklich passiert“, sagt er dann bedächtig. „Aber was lernen wir daraus?“ Mit der Gestaltung der Lettow-Vorbeck-Kaserne wollten die Nationalsozialisten die ruhmreiche Geschichte deutscher Kolonien heraufbeschwören. Die denkmalgeschützten Kasernengebäude tragen bis heute Namen und Reliefs ihrer Helden, wie etwa des

Oberbefehlshabers der Kolonial-Truppen Lothar von Trotha. Sein Vernichtungsbefehl war die Grundlage für den Völkermord an 80 000 Herero und Nama, dem ersten Genozid des 20. Jahrhunderts.

Bis 2002 schmückten zudem die Askari-Reliefs den Eingang der Kaserne. Sie erzählen die Legende der beispielhaften Treue der afrikanischen Hilfssoldaten zu ihren deutschen Herren. Mit ihrem Umzug in den Park neben dem ehemaligen Eingang wurden die Reliefs zu Nachbarn des Ehrenmals für die Schutztruppe. Noch 1966 wurde diesem eine Gedenktafel für die Gefallenen des Nordafrikafeldzuges hinzugefügt.

Die gefallenen deutschen Soldaten sind für Seydou Konate weder Helden noch Opfer, die Askari nicht nur Opfer. Askari leisteten freiwillig Dienst in Militär und Polizei. Sie waren beteiligt an der brutalen Niederschlagung von Aufständen. „Das macht mich hier besonders traurig“, sagt Seydou Konate.

Sprechende Denkmäler

Teile und herrsche. Das System ist immer noch lebendig. Bis heute werden afrikanische Länder ausgebeutet. „Alles aus unserer verhängnisvollen gemeinsamen Geschichte muss auf den Tisch.“ Sollte man den Tansania-Park öffnen? Seydou Konate schüttelt den Kopf. „So, wie sie jetzt präsentiert sind, erzählen diese Denkmäler zu wenig.“ Auch auf dem historischen Friedhof in Wandsbek müssten die Denkmäler mehr sprechen. „Auf die hohen weißen Wände des Mausoleums ließen sich Symbole für die Tausenden, namenlosen Opfer der Sklaverei projizieren“, sagt Anne Marie Azong. „Und warum ist das gegenüberliegende Grab von Matthias Claudius so unscheinbar?“ Der Dichter und Publizist ist berühmt für sein Gedicht „Der Mond ist aufgegangen“. Er war aber auch ein streitbarer Publizist und verantwortlich für eine der ersten Tageszeitungen der Stadt. Vor allem aber gilt sein „Der Schwarze in der Zuckerplantage“ als erste Kritik eines deutschen Lyrikers am Sklavenhandel. Es gäbe also genug zu erzählen, nicht nur auf dem historischen Friedhof von Hamburg-Wandsbek. ◀

Die Stadt will Nachkommen der Kolonisierten an der Neugestaltung beteiligen.

der Universität Hamburg die Forschungsstelle „Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung“.

Und doch bleibt der Eindruck, die Verantwortlichen gestalten nur zögerlich den Umgang mit dem kolonialen Erbe. Bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert stießen Studenten die Denkmäler Hermann von Wissmanns und Hans Dominiks vor der Universität vom Sockel. Beide waren in hohen Posten an der brutalen Niederschlagung von Aufständen in Ost-Afrika und in

Grandios Neues

Eine Neunte zum Verlieben



Beethoven:
Sinfonie Nr. 9.
Freiburger
Barockorchester
et al., Ltg. Pablo
Heras-Casado
HMM 902431.32
(2 CDs)

Der Anfang ist Programm: ein zarter Hornruf, ein Streicherzirpen von hoch bis tief, das sich nach einer guten halben Minute zum heroischen Ausrufezeichen verdichtet. Völlig klassischer Beginn zum einen, sicher. Zum anderen aber, wenn man weiß, was kommt, erscheint es, als wolle Beethoven mit diesen Eingangstakten seiner Hörerschaft zurufen: „Kinder, psst, seid ruhig und gebt hübsch Acht, ich habe euch etwas wirklich Neues mitgebracht.“ Und Beethoven hält dies Versprechen:

Die 9. Sinfonie ist ein Wunderwerk blühender Schönheit, rasanter Themen und glorioser Momente. Natürlich auch wegen Schillers Ode „An die Freude“, deren Melodie auch heute fast jedes Kind (noch) kennt und die nolens volens seit 1985 Europahymne ist, als Melodie ohne Text wohlgermerkt!

Vor allem aber war die Neunte etwas grandios Neues: Die Integration der menschlichen Stimme in das sinfonische Geschehen. Seit sie 1824 im Theater am Wiener Kärntnertor das Ohr der Welt erblickte, folgten andere Sinfonien, die sich mehr oder minder daran orientierten – Mendelssohns Lobgesang, Mahlers Achte und viele andere – aber Beethoven war eben Anno 1824 damit wirklich ein Neuer schlechthin, er ist letztlich *der* Musiker der Sattelzeit, jenes Zwischenjahrhundert von 1750 bis 1850, in dem sich das, was wir heute „frühe Neuzeit“ nennen, mit dem, was heute „Moderne“ heißt, vermischte.

In Beethoven, dem vollständigen Kind dieser Sattelzeit, amalgamieren Herkunft und Heraufkunft des Neuen, er war seiner Zeit häufig voraus, und das wurde ihm zuweilen schmerzlich bewusst: So stießen seine späten Streichquartette bei Gönnern und Publikum auf Ablehnung. Nicht so seine Neunte, sie wurde mit Applaus bejubelt, auch wenn der Maestro den 1824 schon lange nicht mehr hören konnte, denn er war

zu taub. Es heißt, die Altsolistin Caroline Unger habe Beethoven am Ärmel zupfen müssen, damit er sich nach dem Konzert der applaudierenden Menge zuwandte.

Nun ist es allerhöchste Zeit, die Ausführenden der CD zu loben: Das Vokalquartett mit Christiane Karg, Sophie Harmsen, Werner Gura und Florian Boesch sowie die Zürcher Sing-Akademie tönen klangschön und vital, sind aber gottlob weit entfernt von beschämenden Brüllereien anderer Akteure früherer Jahrzehnte. Sehr zu preisen ist auch das Freiburger Barockorchester, das sich zu einem Weltklasse-Beethovenensemble gemauert hat. Da ist bis zum nächsten Beethovenjubiläum in sieben Jahren (200. Todestag 2027) noch einiges zu erwarten! Bleibt nur die Hoffnung, dass die Konzerte zum 200. Jubiläum der Uraufführung, Anno 2024, wieder dichtgedrängt und im besten Sinne „live“ vollzogen werden können. Bitte, bitte ... Wenn nicht, muss diese famose Aufnahme auch dann noch trösten. Das Zeug dazu hätte sie jedenfalls!

REINHARD MAWICK

Ortsbestimmung

Nubya Garcia: Source



Nubya Garcia:
Source.
CD Concord
Records,
Universal Music,
2020

Die überall spürbare Pandemie schränkt ein, über den Phantomschmerz kann sie indes auch Räume offenbaren. Zwar haben die jeweils dazugehörigen Orte nicht die Funktion verloren, aber ihren Zauber. Insofern haben sie aufgehört, Raum zu bieten – wie in Dortmund etwa der Jazzclub *domicil*. Obwohl die Bar schon früh wieder öffnete und oben bereits wieder eingeschränkt Programm läuft, ist er längst nicht, was er sein soll, und fehlt als Raum weiter. Was den ausmacht, reflektiert Nubya Garcias Album „Source“ über das Erinnern. Denn eingespielt hat es die 29-jährige Tenorsaxophonistin und

Bandleaderin aus dem Herzen von Londons quirliger junger Jazzszene in derselben Besetzung, mit der sie voriges Jahr im *domicil* war. „Ezra Collective“-Keyboarder Joe Armon-Jones (Piano, Wurlitzer), Daniel Casimir (Kontrabass) und Sam Jones (Drums). Gäste wie Trompeterin Ms Maurice (Sheila Maurice-Grey; auch Flügelhorn und Chor) kommen hinzu.

Stilistische Koordinaten sind Westafrika, Fusion-Jazz, die West Indies, wo die in vielen Formationen aktive Garcia auf Trinidad und Tobago familiäre Wurzeln hat, und eben die englische Metropole, historisch gelesen ist es also das unselige Sklavenhandelsdreieck. Welch ein Triumph an Wärme, Spielfreude, Kreativität und Lebendigkeit ist demgegenüber dieses Album mit neun Stücken und einem Spirit, der Tanz- und Popappeal, forschende Frickelei, klangzartes Streicheln, Frauen-Empowerment, spirituelles Reisen und Hymnik gleichermaßen umfasst. Schwärmen erlaubt. Herausgehoben seien hier besonders der zwölfminütige Titel-Track „Source“ („Quelle“, „Ursprung“ oder besser: „Herkunft“ – damit altlinke Gedankenpolizei nicht gleich zum Holster greift) – ein smarter, sehr energischer Dub-Reggae. Der Rhythmus läuft durch, wird jedoch immer wieder dynamisch frisiert. In der Mitte kippt mit einem rasanten Solo von Irrwisch Armon-Jones dann der Flow in ekstatische Improvisation. Ausgelassen, ohne Tag und Stunde. Während das Saxophon zuerst weich und voll wie ein Nebelhorn klingt, ist der Ton hier scharf und pointiert, bis „Source“ zum Ende hin zurück ins unverstellte Pulsen findet.

Musik, die sich lohnt – und in diesen Zeiten auch verweisen kann: „Ort“ beschreibt, wo man ist, „Raum“ hingegen, wie und auch wer man ist oder war, werden kann. Bestenfalls. Es geht um Atmosphäre, die Situation, auch das Wechselspiel von Band und Publikum, wenn sich die Musik ereignet, im Hören abheben lässt oder erdet, je nachdem. Ums Erleben, das davon geprägt ist, dass Zeitebenen verwirbeln, ineinanderrutschen, auf den Punkt kommen, Augenblick werden, mit andern geteilt, zugleich intim, privat. Dafür braucht es Räume, die aber selbst dann, wenn alle Orte wieder unverstellt offen stünden, keineswegs garantiert sind. Doch „Source“ lässt darauf hoffen.

UDO FEIST

Gras des Vergessens Augenblitze

Eine Familiengeschichte



David Grossman:
Was Nina wusste.
Hörbuch
Hamburg 2020,
9 CDs.

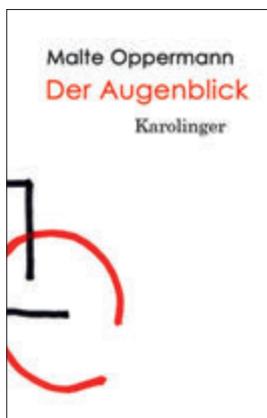
Wie eine Sense rauscht die Sprache durch das Gras des Vergessens. Wie ein Buschfeuer zieht die Erinnerung erlösend darüber hinweg. Transgenerative Traumata sind allgegenwärtig – ihre Mechanismen werden zunehmend erforscht. Die Annahme, Schweigen schütze die Nachkommen, entlarvt sich selbst zunehmend als Trugschluss. Denn das Gegenteil ist der Fall. Und den Nachkommen ist die Last zu schwer. So auch in diesem, das 20. Jahrhundert mit Liebe und Verrat, Krieg und Kommunismus, Hoffnung und Verzweiflung noch einmal aufwühlend aufblätternen Roman von David Grossman.

Drei Frauen – Vera, ihre Tochter Nina und ihre Enkelin Gili – ringen mit der Zeit und den darin eingeschnürten Geschehnissen: den Erlebnissen der Großmutter Vera während der Inhaftierung durch die jugoslawische Geheimpolizei unter Tito, ihre in Kauf genommene Trennung von der sechseinhalbjährigen Tochter, die Monate auf der kroatischen Gefängnisinsel Goli Otok. Dazu wollen die drei Frauen kurz nach Veras 90. Geburtstag auf Beschluss ihrer Enkelin Gili noch einmal nach Goli Otok fahren, dort einen Film drehen und die fehlenden Puzzleteile der Familiengeschichte zusammensetzen.

Alles mitunter sehr dramatisch, das mit kurzweiligen Dialogen von David Grossman Erzählte beruht auf der Geschichte der kroatischen Kommunistin Eva Panić-Nahir (1918 – 2015). Ihr gibt Maria Hartmann eine ungemein suggestive, bis in jede Atempause hinein authentisch im Geschehen stehende Stimme. Den großen Part der erzählenden Enkeltochter Gili meistert mal rau, mal zart – immer berührend direkt – Julia Nachtmann. Fliegend vergehende Stunden.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Philosophische Meditationen



Malte Oppermann:
Der Augenblick.
Karolinger
Verlag, Wien/
Leipzig 2020,
40 Seiten,
Euro 14,90.

Ist das noch Philosophie oder schon Poesie? „Das endliche Wesen spiegelt sich selbst in unendlichen Augenblicken, die es nicht erfassen kann. Sein Leben gleitet über sie dahin, wie ein Schatten. Was es besitzt, kann es nicht berühren, denn es ist Vergangenheit, und was es berührt, kann es nicht besitzen, denn es verweht mit dem Augenblick.“ Von seiner Ausbildung her ist Malte Oppermann Philosoph, mit Anfang dreißig wohl noch jung zu nennen. Doch sein Buch *Der Augenblick* offenbart eine Tiefe der Anschauung, die mitunter altersweise anmutet. Der Ausgangspunkt des – mit gerade mal knapp vierzig oft luftig bedruckten Textseiten – sehr schmalen Bändchens ist der Augenblick, jener Moment, der nicht zu fassen ist, zumindest nicht mit dem Bewusstsein. Denn in dem Moment, in dem das Reflektieren und Einordnen beginnt, ist der Augenblick schon wieder vergangen und kann nur als Erinnerung abgelegt werden, bei der man ja nie weiß, wie viel von ihr dem entspricht, was wirklich war.

„Der Augenblick der Gegenwart ist dem Bewusstsein nicht fasslich, doch die Sinne erleuchten ihn; wie der Blitz den tropfenden Garten in einem nächtlichen Gewitter.“ Die „Individualität der Wirklichkeit“ nennt Oppermann solche manchmal schreckhaften sinnlichen Erfahrungen eines Augenblicks, die die Schablonen des Verstandes dann im Nachhinein zu einem Bild zusammenfügen. Doch ein Satz wie „Ein junger Mann sitzt auf den Steinen am Ufer eines Sees und betrachtet die Wellen“ kann eben das einzigartige jeden Augenblickes sinnlicher Erfahrung

nicht erfassen. „Keine Welle gleicht der anderen, keine Bewegung der Sonnenreflexe, die ein flimmerndes Netz auf die nahe Mole zeichnen.“

Oppermann macht Mut, sich auf diese sinnlichen Augenblitze einzulassen. Es winkt ein großer Gewinn: „Nur im Augenblick (...) kann es Freiheit geben.“ Denn nur in diesem sei Beginn möglich, immer wieder. „In ihm aber kann es plötzlich einen neuen Impuls geben, eine Beschleunigung und einen Richtungswechsel.“ Doch das gibt es nicht umsonst, es droht auch die Erfahrung der allumfassenden Vergänglichkeit. „Die verglühende Sonne beleuchtet eine radikale sterbliche Welt verschwindender Individualitäten – eine stürzende Schöpfung.“

Es ist wohl kein Zufall, wie könnte es bei solch wohlgesetzten Worten, dass Oppermann sich hier des religiösen Vokabulars bedient. Denn religiös-musikalische Menschen kennen diese punktuellen Erlebnisse, in denen die Transzendenz einbricht in den geregelten Lauf der Zeit, in denen irgendetwas aufblitzt von dem, was wir nicht fassen können. Damit gehen die Gedanken möglicherweise über das hinaus, was Oppermann vermitteln will. Wobei er das letzte Kapitel des Buches mit einem Zitat des überaus gläubigen kolumbianischen Philosophen Nicolás Gómez Dávila (1913 – 1994) überschreibt: „Für Gott gibt es nur Individuen“.

Die Frage, wie ein Mensch zu dieser sinnlichen Erfahrung der Augenblicke kommt, beantwortet Oppermann auf eigene Art. Das angespannte Bemühen der „Ab-Sicht“, also des Herauslesens von Informationen aus dem, was die Sinne wahrnehmen, könne gelöst werden „unwillkürlich oder mithilfe von Drogen“. Der Rausch als Weg zum eigentlichen Erleben? Wer Erfahrungen mit Sucht und Süchtigen hat, geht hier auf Distanz. Man muss Oppermann nicht in allem folgen.

Zugegeben: 14,90 Euro sind ein stolzer Preis für einen – freundlich ausgedrückt – so komprimierten Essay. Man würde sich als Nachfolger ein Werk wünschen, das diese Impulse etwas weiter ausfächert und auch ein paar philosophiegeschichtliche Einordnungen nicht scheut. Aber bis dahin kann man dieses Buch immer wieder zur Hand nehmen und die philosophische Meditation als das lesen, was sie auch ist: Poesie.

STEPHAN KOSCH

Überzeugend

Neue Deutung zum Judentum



Christian Danz: **Jesus von Nazareth zwischen Judentum und Christentum.** Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2020, 289 Seiten, Euro 29,-.

Jesus von Nazareth verbindet die Religionsgeschichte des Christentums mit der des Judentums. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Sie begleitet das Christentum seit seinen Anfängen. Und doch wird die christliche Theologie durch diese historische Tatsache vor Herausforderungen gestellt. Denn die christliche Deutung des Juden Jesus von Nazareth wirft eine Frage auf: In welchem Verhältnis stehen Judentum und Christentum zueinander? Eine Frage, die vor dem Hintergrund der leidvollen Geschichte jüdischen Lebens in Europa und Deutschland nicht nur theologische, sondern auch gesellschaftspolitische Brisanz hat. Der Wiener Systematiker Christian Danz hat sich diesem Problem in seinem neuen Buch gestellt und eine überzeugende Antwort vorgelegt.

Seine These darin lautet im Kern: Die christliche Deutung von Jesus Christus, die in der dogmatischen „Christologie“ formuliert wird, hat allein innerhalb des Christentums ihren Ort. Die Christologie ist keine gegenständlich-realistische Lehre über den Mann aus Nazareth. Sie hat vielmehr die reflexive Funktion, Religion in der christlichen Binnenperspektive zu beschreiben: Als Aneignung des Gottesgedankens durch einen Einzelnen – dafür ist Jesus symbolischer Repräsentant und unverzichtbare Bezugsgröße. Diese genuin christliche Sicht auf Jesus eignet sich jedoch nicht dazu, sie auf das Judentum zu übertragen. Gleiches gilt für den damit verbundenen christlichen Gottesgedanken. Deshalb ist von einer jüdischen Übertragung abzusehen. Für Danz wird die christliche Theologie nur

durch eine solche Selbstbeschränkung der Anerkennung des Judentums als eigenständiger Religion gerecht.

Die Neuheit dieses Ansatzes wird deutlich, wenn man sich die theologischen Konzeptionen vor Augen führt, gegen die Danz sich in seinem Buch wendet. Vor dem Hintergrund des Holocausts haben nach dem Zweiten Weltkrieg drei unterschiedliche Stränge das Judesein Jesu als konstitutives Element für die christliche Theologie beschrieben und auf das Verhältnis zum Judentum übertragen. So wurde die Christologie zum einen mit der Idee des Bundes Gottes mit Israel verbunden: Beide Religionen werden als Gestalten des einen Gottesbundes interpretiert. Dabei wird das Christentum in den Rang einer Art „Judentum für die Völker“ erhoben. Dies führt jedoch letztlich zu einer Vereinheitlichung beider Religionen. Ihre jeweilige Eigenständigkeit wird damit unterlaufen, was weder dem Christentum noch dem Judentum gerecht wird. Gleiches gilt zum zweiten für solche Theorien, die das Judentum in die Christologie integrieren, indem das Christentum zum Beispiel als Bestätigung des Bundes Gottes mit Israel formuliert wird. Dadurch verkommt das Judentum jedoch zu einer defizitären Vorstufe des Christentums. Eine christliche Höherstellung ist die Folge. Zum dritten wurden religionstheologische Konzeptionen formuliert, die durch die Formulierung übergeordneter Kategorien keine Eigenständigkeit der beiden Religionen mehr ermöglichen.

Danz' kritische Auseinandersetzung mit den bisherigen christlich-theologischen Deutungen des Judentums ist in der Analyse einleuchtend. Sein eigener Vorschlag überzeugt sowohl im Hinblick auf die christologische Konzeption als auch in der Verhältnisbestimmung zum Judentum. Dabei gelingt es ihm, das Eigenrecht der einzelnen Religionen zu behaupten und zugleich ein auf Anerkennung basierendes Verhältnis zwischen den beiden Religionen zu beschreiben, dem jedwede Gedanken der Überbietung oder Höherstellung fernliegen. In dieser Perspektive bietet es eine erfrischende Grundlage für einen christlich-jüdischen Dialog auf Augenhöhe und für den Widerstand gegen den anwachsenden Antisemitismus.

GREGOR BLOCH

Zur rechten Zeit

Über Verschwörungsmysmen



Michael Blume: **Verschwörungsmysmen.** Patmos Verlag, Ostfildern 2020, 160 Seiten, Euro 15,-.

Mitten in der Corona-Krise legt der Religionswissenschaftler und Antisemitismusbeauftragte Michael Blume ein lesenswertes Buch zu Verschwörungsmysmen vor. Um die neuen Corona-Verschwörungsmysmen geht es auf den gut 150 Seiten jedoch nur am Rande. Mehr muss zu ihnen auch nicht gesagt werden, sind doch die neuen Verschwörungserzählungen rund um das Coronavirus nichts weiter als Verästelungen längst bekannter Verschwörungsgewächse.

Der hässliche Antisemitismus, in den nicht wenige Corona-Demonstranten zurzeit hinabsteigen, ist altbekannt, genauso wie die Eigenart aller Verschwörungsgläubigen, sich mit Vorliebe als Opfer zu inszenieren. Daher auch die unsägliche Verwendung des Judensterns als Markierung für die geglaubte Verfolgung durch Wissenschaftlerinnen, Medien und Regierungen.

Als Erklärungsmodell für den Verschwörungsglauben bietet Blume im Buch Hans Blumenbergs Unterscheidung von armen und reichen Menschen an, die jener anhand des Höhlengleichnisses Platons entwickelt hat. Danach sehen sich arme Menschen einer Welt gegenüber, in der die Dinge nur so scheinen und der darum solange zu misstrauen ist, bis ein „Führer“ sie aus der Dunkelheit herausführt. Reiche Menschen hingegen bauen selbstverantwortet und aktiv an einer demokratischen Gesellschaft, weil sie sich nicht von falschen Dualismen blenden lassen.

Blume führt dieses Grundparadigma anhand historischer und aktueller Beispiele aus – vom Nationalsozialismus

Wimmelbuch

Tanja Jeschke/Marijke ten Cate: Such-Bibel. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 2020, 41 Seiten, Euro 16,90.

Für kleine Kinder ab vier Jahren eignet sich dieses große Wimmelbuch. Acht Personen der Bibel wie Adam/Eva, Jakob, Josef, Mose, David, Ester, Jesus und Petrus werden auf acht Doppelseiten in einem großformatigen Bild vorgestellt. Auf der nächsten Doppelseite folgen kleine Erklärungen und Episoden, die die Person auszeichnen. Das alles ist in kindgerechter Sprache mal humorvoll, mal umgangssprachlich formuliert und mit farbenfrohen Illustrationen versehen, so dass es für Kinder und Erwachsene viel zu entdecken gibt. Die gelungene Such-Bibel ist auch im Religionsunterricht gut einsetzbar.

Weihnachten

Karl-Heinz Göttert: Weihnachten. Reclam Verlag, Stuttgart 2020, 252 Seiten, Euro 25,-.

Eine Biografie des Weihnachtsfestes legt der Kölner Germanist Karl-Heinz Göttert vor. Sein Augenmerk liegt eindeutig auf der Geschichte, auf Quellen und Zeugnissen, auf denen das Fest beruht: „Was das Christentum der Welt an kultureller Ressource anbietet, kann gerade die ‚Biografie‘ verdeutlichen“, schreibt Göttert. Und einer stapelt nicht hoch, wenn er sie eine der spannendsten Geschichten unserer Kultur nennt. Von den Evangelien aus zieht er die Linie über das Mittelalter, die Reformation bis zum Familien- und Schenkefest des Bürgertums. Erinnerung und Aufarbeitung – dazu leistet das Buch einen fundierten und kundigen Beitrag.

Geschichte Europas

Geert Mak: Große Erwartungen. Siedler Verlag, München 2020, 640 Seiten, Euro 38,-.

Im Gegensatz zu seinen vorherigen Büchern widmet sich der niederländische Autor Geert Mak in seinem neuen Buch nicht einem ganzen Jahrhundert, sondern den vergangenen zwanzig Jahren. Oder anders formuliert: „dem europäischen Traum“. Und wie man vermuten kann, stehen dabei eher Probleme, Krisen und Terror im Vordergrund. Finanzkrise, Lampedusa, Brexit und nun Covid-19 zeigen chronologisch den politischen Notfallmodus der vergangenen zwanzig Jahre. Es ist ein pessimistisch-melancholischer Blick, mit dem der Historiker seine Leserschaft zurücklässt.

und Stalinismus bis hin zur Ideologie des Islamischen Staates. Mit dieser ist Blume beruflich seit Jahren befasst. Der Stoff für Verschwörungsmymen, der am Rande der abrahamitischen Religionen wuchert, ist ihm zudem als Religionswissenschaftler vertraut. Und zwar nicht allein vom Schreibtisch aus, sondern als jahrelanger Gesprächspartner von Muslimen, Eziden, Christen und Juden.

Blume begegnet Verschwörungsmymen mit einem Handgepäck von religionskundlichem und philosophischem Wissen, vor allem aber mit diskursiver Kompetenz, die nur im Kontakt mit zahlreichen Schülerinnen und Schülern, Lehrern, Politikerinnen und streitlustigen Kommentatoren im Netz erworben werden kann. Da Blume davon reichlich zur Verfügung steht, ist es ihm gelungen, zur – im doppelten Sinne – rechten Zeit ein Buch zu schreiben, das in einem sehr angenehmen Erzählton gehalten ist.

Wie können wir Verschwörungsmymen begegnen? Blume empfiehlt das geduldige Gespräch, besonders mit denjenigen, die noch nicht vollends in eine digitale Parallelwelt abgetaucht sind. Geduld schlägt er auch als Heilmittel für die gesamtgesellschaftliche Bedrohung durch rechts-populistische Ideologien vor. Denn wenn die Populisten schweigen müssen, wenn Raum für Nachdenken und „Gerede“ ist, wenn sie ihre Ziele nicht sofort erreichen, wenn man sich ihnen in den Weg stellt, wächst der Zweifel und kann so manch einer wieder aus der Höhle des Verschwörungsglaubens klettern.

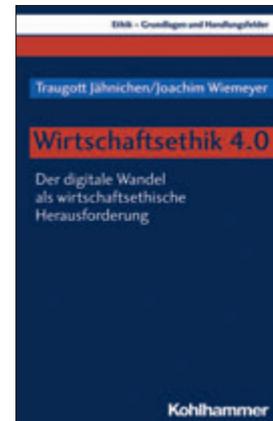
Blumes Hinweisen zur Bekämpfung des Verschwörungsglaubens kann nach der Lektüre des Buches noch ein weiterer hinzugefügt werden, den Blume performativ ausrichtet: Gegen Verschwörungsmymen braucht es andere Erzählungen und Mythen, die überzeugend und ohne Schaum vor dem Mund, in einer Haltung verbindlicher Sachlichkeit vorgetragen werden.

Verschwörungsexperten werden im Buch nichts bahnbrechend Neues erfahren, als Geschenkbuch für Schüler, Konfirmandinnen, Ehrenamtliche, Familienmitglieder und Kollegen aber ist Blumes neuestes Buch – auch seiner flotten Aufmachung wegen – uneingeschränkt zu empfehlen.

PHILIPP GREIFENSTEIN

Gemeinwohl

Neue Wirtschaftsethik



Traugott Jähnichen/Joachim Wiemeyer: **Wirtschaftsethik 4.0.** Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2020, 266 Seiten, Euro 32,-.

Beitritt man am Beginn der 2020er-Jahre das Feld der Wirtschaftsethik, dann geht kein Weg an den Digitalisierungsprozessen der vergangenen Jahre vorbei. Trotzdem werden die Auswirkungen der Digitalisierung weitgehend isoliert reflektiert, indem der Fokus zum Beispiel auf den Datenschutz oder die großen Internetfirmen wie Google, Amazon, Facebook, Apple oder Microsoft (GAFAM) gelegt wird. In theologischer Perspektive drängen sich zudem Themen wie die Autonomie des Menschen und die Übertragung von Entscheidungen auf durch Algorithmen gesteuerte Maschinen in den Vordergrund. Jedoch erst die Kombination von Digitalisierung und Ökonomisierung macht die gegenwärtige Veränderungsdynamik verstehbarer, weil sie überwiegend durch wirtschaftliche Interessen bestimmt ist.

In ökumenischer Verbundenheit wenden sich die beiden Bochumer Theologen Traugott Jähnichen (evangelisch) und Joachim Wiemeyer (katholisch) einer „Wirtschaftsethik 4.0“ zu, die den digitalen Wandel gerade als wirtschaftsethische Herausforderung begreift. Weder die heilversprechende Utopie noch die den Untergang vorhersagende Dystopie sind für sie interessant. Vielmehr versuchen sie, die Digitalisierung als „Querschnittstechnologie“ zu verstehen, die in der Lage ist, eine beinahe unbegrenzte Menge von Daten zu sammeln und diese dann durch Algorithmen zu vernetzen und Handlungsmuster, Konsumwünsche und vieles mehr „vorzuschlagen“. Eingestreuete, kurze Infoboxen beleuchten die technischen Hintergründe der Schlagworte, über die diskutiert wird.

So entsteht nach einer knappen theologischen Positionsbestimmung ein Parforceritt durch die Ebenen wirtschaftlichen Handelns: durch die Mikro-Ebene von Arbeitswelt und privatem Konsum, die Meso-Ebene von kollektivem Arbeitsrecht und Unternehmensethik sowie die Makro-Ebene von Monopolbildung, Besteuerung, sozialen Sicherungssystemen und Ökologie. Jenseits einzelner Volkswirtschaften stellt sich die Frage nach dem „Digital Gap“ – oder, positiv gewendet, der Chance eines Entwicklungssprungs für Entwicklungs- und Schwellenländer.

Das Schlusskapitel beleuchtet die normative Perspektive auf den digitalen Wandel: Leitend ist für beide Autoren, dass auf diesem Feld jegliche individuelle wie kollektive Entscheidung zugleich eine individualethische wie auch sozialetische Dimension aufweist. Gerade Digitalisierungsprozesse beruhen auf Vernetzungen, so dass Entscheidungen Einzelner immer auf das Ganze rückwirken. Inhaltlich zielt eine christlich-sozialetische Perspektive – konfessionsübergreifend – auf das Kriterium des Gemeinwohls. Ergänzt werden diese Überlegungen durch weitere „Horizonte des digitalen Wandels“: die Veränderung der Kommunikationskultur, des Generationenverhältnisses und schließlich der Blick auf die christlichen Theologien und Kirchen.

Mag die thematische Auswahl eklektisch sein, so entsteht doch der Eindruck einer allumfassenden Veränderungsdynamik, die nicht zufällig mit der Nutzbarmachung der Elektrizität in Verbindung gebracht wird. Jedoch müsste einer normativen Bestimmung, wie Jähnichen/Wiemeyer sie vorschlagen, zunächst die Beschreibung der Dynamik selbst vorangehen.

Über die inhaltliche Füllung dessen, was unter dem Kriterium des Gemeinwohls im Hinblick auf den digitalen Wandel nun konkreter zu verstehen ist, bedarf es eines Kommunikationsprozesses, der aber nun – und das wird in der Corona-Pandemie überdeutlich – wiederum weitgehend digital geführt werden wird. Damit nutzen die ethische Reflexion des digitalen Wandels sowie die Entwicklung von normativen Vorstellungen selbst digitalisierte Prozesse, deren Eigenart als Plattform-basierte Kommunikation Einfluss auf das Ergebnis nehmen wird.

JENS BECKMANN

Abscheulich gut

Wie Chaos zu Sinn sind



Maxim Biller:
Wer nichts glaubt, schreibt.
Reclam Verlag,
Stuttgart 2020,
272 Seiten,
Euro 9,80.

„Wer nichts glaubt, schreibt“, steht außen auf dem gelben Reclamband, der als eine Art *Best of* einige von Maxim Billers „Essays über Deutschland und die Literatur“ der vergangenen dreißig Jahre versammelt. Wer nichts glaubt, schreibt, denkt der Leser und fragt sich, wie das wohl mit Maxim Biller zusammenhängen mag, dieser Titel. Denn wer schon einmal Biller gelesen oder ihn auch nur im literarischen Quartett gesehen hat, dem er eine Zeit lang angehörte, der muss doch überzeugt sein, dass dieser Maxim Biller ganz sicher nicht nichts glaubt. Oder?

Aber es ist natürlich auch nur so ein dialektischer Trick. So was sollte unter Christen ja nicht fremd sein. Immerhin wird hier die grausame Geschichte von der Ablehnung, dem Verrat und Mord an Jesus von Nazareth ja auch Evangelium genannt – gute Nachricht. Das war eine Idee von Paulus, so eine Art re-framing. Und so wurde aus etwas wirklich Abscheulichem etwas Befreiendes. Eine ziemlich gute Idee. Denn genau so etwas brauchen Menschen, die immer und ständig mindestens auch von Abscheulichem umgeben sind. Wir alle brauchen etwas oder jemanden, der oder die oder das die ganze Sache für uns dreht, Abscheuliches zu Gutem macht. Und da wäre der Leser wieder bei Maxim Biller, dessen hier versammelte Essays, die, wie bei ihm immer, glänzend geschrieben sind, den Eindruck vermitteln, dass sie Abscheuliches zu Gutem machen können.

Es ist ja zum Beispiel eigentlich abscheulich, beleidigt zu werden. Aber wenn Biller in seinem Essay „Gebrauchsan-

Faktencheck

Simone und Claudia Paganini:
Von wegen Heilige Nacht!
Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh
2020, 158 Seiten, Euro 14,–.

Eine „strukturierte Bestandsaufnahme“ der Vorstellungen von der Geburt Jesu präsentiert das neue Buch des Theologenpaars Paganini. In 17 Kapiteln geben sie Auskunft unter anderem über die komplizierte Suche nach Datum und Tag der Geburt Jesu, dem Geburtsort, dem Vater Josef, wer bei der Geburt dabei war und über Kometen und den Weihnachtsbaum. Dabei wird deutlich, dass es nicht primär um die Fakten ging, sondern um die „versteckten Glaubenswahrheiten“. Das alles befragen die Autoren auf ihre Bedeutung für die Gegenwart hin. Ein informatives und kurzweilig formuliertes Buch, das sich auch sehr gut für den Einsatz in Gemeindegruppen eignet.

Lesende Frauen

Monika Hinterberger: Eine Spur von Glück.
Wallstein Verlag, Göttingen
2020, 256 Seiten, Euro 20,–.

Es sind Bilder von lesenden Frauen, die Monika Hinterberger ihren Studien voranstellt, das einer rotfigurigen „Lekythos“ um 440 v. Chr. oder der disputierenden Frauen auf einem Steinfries aus der Benediktinerabtei Werden, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Sie spürt dem Motiv lesender Frauen in der Kulturgeschichte in zehn Kapiteln nach: „Die große Fülle und ebenso die Vielfalt an Bildern lesender Frauen lassen eindrucksvoll sichtbar werden, wie sehr das Lesen zur weiblichen Lebenswelt gehörte. Zu allen Zeiten und für Frauen aller Stände.“ Sehr eindrucksvoll und lesenswert.

Lust am Untergang

Reimer Gronemeyer: Der Niedergang der Kirchen.
Claudius-Verlag,
München 2020, 176 Seiten, Euro 18,–.

Das Buch geht von der Prognose aus, dass die großen Kirchen 2060 nur noch die Hälfte ihrer jetzigen Mitgliederzahl besitzen. Lustvoll und zuweilen sprachgewaltig oder zumindest originell entwickelt der emeritierte Pfarrer und Gießener Soziologieprofessor Reimer Gronemeyer eine Entscheidungssituation für „die Kirche“ zwischen einem schändlichen und einem heroischen Untergang. Am Ende steht über dieser Entwicklung „Vielleicht wird es eine Sternstunde sein?“ Wie auch immer: Das Buch ist lesenswerter, als es diese paar Zeilen vermuten lassen!

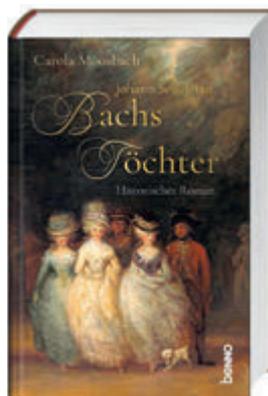
weisung für den Hass“ seinen Leser direkt als „armer, kleiner deutscher Untertan“ beschimpft – und das ist nur eine von vielen Beschimpfungen – und dann rhetorisch scharf klarmacht, dass es doch einen Unterschied gibt zwischen echter, „gutkombinierter Polemik“ und der „Hass- und Hetz-Atmosphäre im Internet“, und einem dann wieder einmal aufgeht, dass eine Welt, in der immer alle nett zu einander sind, genau das Gegenteil von dem ist, was sie sein soll, nämlich eine Welt, in der dann auch niemand mehr wirklich nett zu niemandem ist, dann wird aus diesem Abscheulichen doch etwas Gutes. Und es ist ja auch abscheulich, immer wieder darauf hingewiesen zu werden, dass auch die eigenen Vorfahren irgendwie etwas mit diesem schrecklichen Nazi-Deutschland zu tun hatten, das es einmal gab. Wenn aber Maxim Biller dann in seiner großen Heidelberger Poetik-Vorlesung, die den Abschluss der Essay-Sammlung bildet und ihr den Titel gibt, klarmacht, dass nur, wer seine eigene Geschichtlichkeit, also das Stehen und Leben in Überlieferungszusammenhängen, ehrlich wahrnimmt, verstehen kann, warum er so ist, wie er ist, und einem dabei gleich noch einmal mit aufgeht, wie falsch der Wunsch nach einer Glättung der Vergangenheit zur Harmonisierung der Gegenwart ist, dann ist auch aus dieser Abscheulichkeit wieder etwas Gutes geworden.

Und so sind Billers Essays, zugegeben, das ist jetzt ein alter Theologentrick, die vermeintlich Ungläubigen einfach mal einzugemeinden, so sind also diese Essays eben doch durchzogen von einer Art Glauben. Wobei das Wort Glauben, das hat schon Paul Tillich vor über sechzig Jahren gewusst, sowieso wie kaum ein Wort in der religiösen Sprache Missverständnissen, Verzerrungen und fragwürdigen Definitionen ausgesetzt ist. Wo ist denn überhaupt der Unterschied, ob einer schreibt, weil er glaubt oder weil er nicht glaubt? Glauben heißt ja sowieso immer auch Unglauben, Zweifeln. Den Unterschied macht also nicht das Glauben, sondern das Schreiben, der unbändige Wille zum Geschichtlichen schreiben, wie ein weiterer Essay heißt. Wer Geschichten schreibt, verbindet das Chaos zu Sinn. Und genau das tun Billers Essays auf eine abscheulich gute Weise.

KONSTANTIN SACHER

Ungeschrieben

Über Bachs Töchter



Carola Moosbach:
Johann Sebastian Bachs Töchter.
Benno Verlag, Leipzig 2020,
300 Seiten,
Euro 16,95.

Die meisten Söhne von Johann Sebastian Bach waren auch Musiker, so sind viele ihrer Werke und manche Ereignisse aus ihrem Leben überliefert. Wenn nun in der Bachfamilie seit Generationen musikalisches Talent vererbt und gefördert wurde – was ist mit den Frauen? Waren auch sie musikalisch begabt und gebildet? Denn der große Thomaskantor war Vater von vier Töchtern, die das Erwachsenenalter erreichten. Von ihnen sind nur wenige Daten überliefert – ein übliches Schicksal für Frauen des Barocks.

Diese Leerstelle verlockt, ungeschriebene Geschichten aufzuzeichnen und Fehlendes zu imaginieren. Also hat sich Carola Moosbach an einen Roman über die vier Bachtöchter gewagt. Die bekannte Lyrikerin veröffentlichte bereits poetische Kommentare zu den geistlichen Bachkantaten und ist nicht nur in die Werke, sondern auch in die Lebenswelt der Familie Bach eingetaucht. So erzählt sie sozialgeschichtlich fundiert, aber in farbig-literarischem Ton, wie das Leben der Bachtöchter ausgesehen haben könnte.

Der Roman beginnt mit dem Begräbnis des Vaters im Jahr 1750. Und der Enttäuschung, dass sein Sohn Carl Philipp Emanuel nicht als sein Nachfolger gewählt wird. Die Bachfamilie muss das Thomaskantorat räumen. Was wird jetzt aus der Witwe Anna Magdalena (Bachs zweiter Frau) und den vier Töchtern? Nur ihre erste Tochter Elisabeth Juliana ist bereits mit dem Bachschüler Altnickol verheiratet und lebt seit einem Jahr in Naumburg. Die älteste

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Dr. Jens Beckmann
Theologischer Vorstand der Evangelischen Perthes-Stiftung, Münster

Jörg Böhling
Fotograf, Hamburg

Jörg Bollmann
Direktor des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP), Frankfurt/Main

Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin

Dr. Peter Dabrock
Professor für Systematische Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg

Udo Feist
Autor, Dortmund

Tilman Asmus Fischer
Journalist, Berlin

Dr. Karlheinz Geissler
Professor em. für Wirtschaftspädagogik an der Universität der Bundeswehr in München

Philipp Greifenstein
Theologe und Journalist, Bad Frankenhausen

Dr. Adelheid Herrmann-Pfandt
Außerplanmäßige Professorin für Religionswissenschaft der Universität Marburg

Dr. Wolfgang Huber
Bischof a.D., Berlin

Dr. Michael Kröger
Kunsthistoriker, Osnabrück

Dr. Reinhard Lassek
Wissenschaftsjournalist, Celle

Gudrun Mawick
Oberkirchenrätin, Oldenburg

Dr. Matthias Morgenroth
Theologe und Autor, München

Dr. Markus Mühlhölting
Professor für Systematische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Kathrin Oxen
Pfarrerin und Moderatorin des Reformierten Bundes, Berlin

Nick Reimer
Journalist, Berlin

Dr. Christiane Renner
Vikarin, München

Konstantin Sacher
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Systematische Theologie Universität Leipzig

Friedemann Schmidt-Eggert
Pfarrer, Bonn

Barbara Schneider
Journalistin, München

Klaus Sieg
Journalist, Hamburg

Dr. Dr. Michael Welker
Seniorprofessor für Systematische Theologie an der Universität Heidelberg

Dr. Marc Wittmann
Psychologe und Humanbiologe, Freiburg

zeitzeichen-Service
Lesertelefon (069) 58 098-191

Emil-von-Behring-Straße 3
60439 Frankfurt am Main
kundenservice@gep.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Wolfgang Huber, Berlin
Ilse Junkermann, Leipzig
Isolde Karle, Bochum
Annette Kurschus, Bielefeld
Ulrich Lilie, Berlin
Friederike Nüssel, Heidelberg
Christoph Schwöbel, St. Andrews/Schottland
Christiane Tietz, Zürich
Gerhard Ulrich, Kappeln/Schlei
Michael Weinrich, Bochum

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel, Diana Zschauer
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 0 30/310 0113 00, Fax 030/310 0118 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Dietrich Bauer

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Telefon 0 69/580 98-0, Fax 0 69/580 98-363

Anzeigen: m-public
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/325 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 02 61/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de,
www.m-public.de

Abonnement-Verwaltung
Postfach 50 05 50, 60439 Frankfurt
Tel. 069/580 98-191, Fax 069/580 98-226
E-Mail: kundenservice@gep.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 78,00 (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 6,90.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 05 61/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



Fülle des Lebens

Jan Assmanns Missa Solemnis



Jan Assmann:
**Kunst und
Kult.**
C. H. Beck
Verlag,
München 2020.
272 Seiten,
Euro 28,-.

Bachtochter Catharina Dorothea geht zu ihrem Bruder Wilhelm Friedemann nach Halle und führt ihm den Haushalt. Die jüngste, Regina Susanna, ist erst acht Jahre alt, als ihr Vater stirbt; ihre nächstältere Schwester Johanna Carolina dreizehn. Die beiden bilden nun mit der Mutter einen Haushalt. Als das Erbe aufgebraucht ist, sind sie auf magere öffentliche Unterstützungen angewiesen. Moosbach beschreibt einfühlsam den sozialen Abstieg anhand der überlieferten wechselnden Adressen und lässt die Bachtöchter ein bescheidenes Zubrot mit Handarbeiten verdienen. Als Altnickol 1759 stirbt, kehrt Elisabeth Juliana mit ihren beiden Töchtern zu ihrer Familie zurück. Auch Dorothea lebt nach dem Stellenwechsel ihres Bruders wieder in dem Leipziger Frauenhaushalt.

Die Autorin verleiht den vier Bachtöchtern unterschiedliche Persönlichkeiten – so wie sie hätten ausgeprägt sein können. Dabei ist Regina Susanna ihre Protagonistin. Ihr dichtet Moosbach musikalisches Interesse und Talent an. So kann sie zumindest einmal als Sängerin auftreten, auch eine Liebe darf sie erleben, die aber in keine Ehe mündet. Nahezu berühmt wird die jüngste Bachtochter im Jahr 1800 durch einen (historisch belegten!) Spendenaufruf in einer Musikzeitung, der eine erkleckliche Summe für die verarmte Jüngste des damals fast vergessenen Thomaskantors einbrachte.

Moosbach imaginiert das private und gesellschaftliche Leben der Bachfrauen im Leipzig des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Darin spielt die Verlegerfamilie Breitkopf eine Rolle, sogar der Student Johann Wolfgang von Goethe taucht auf. Sie bezieht dabei mehr als sechzig historische Persönlichkeiten ein, dazu kommen wenige fiktive – alle im Register vermerkt. Zusammen mit den Lebensdaten der Bachtöchter, musik- und kulturgeschichtlicher Literatur und erhaltenen Abbildungen ihrer Wohnstätten bildet es den Anhang zum Roman. Mit Choralzitate und Anspielungen auf Kantatentitel ist das Werk von Bach darin stets präsent.

Regina Susanna verstirbt 1809 – so beginnt und endet die Erzählung auf einem Friedhof. Wer sich gerne ungeschriebene Frauengeschichten vor Augen führt und in Bachs Welt eintauchen mag, wird dieses Buch gerne lesen.

GUDRUN MAWICK

Es ist vielleicht eine der überraschendsten Veröffentlichungen zum Beethoven-Jubiläum: Der international renommierte Ägyptologe Jan Assmann schreibt ein Buch über „Beethovens Missa Solemnis als Gottesdienst“.

Rückblickend scheint Jan Assmann selbst davon überrascht zu sein, denn zum einen gesteht er gleich freimütig im Vorwort, dass er von sich aus nie auf den „vermessenen Gedanken“ verfallen wäre, ein Buch über Beethovens Missa Solemnis zu schreiben. Zum anderen ist die Liste derer lang, denen er für Anregung und Hilfestellung dankt, so seinen theologischen Ratgebern (wie Bernhard Lang und Jan-Heiner Tück) und musikologisch Wegweisenden (wie Sven Hiemke, Peter Gülke, Birgit Lodes und dem Ende 2019 verstorbenen Martin Geck).

So erinnert das Vorwort fast an einen bescheidenen jungen Promovenden, der sich bei Lehrmeistern, Eltern, Freunden bedankt, aber man täusche sich nicht: Natürlich ist es ein Buch von Jan Assmann, und das Kunstvolle daran besteht in einer gekonnten und absolut verständlich geschriebenen Mixtur aus Wissensvermittlung und sehr originellen eigenen und, ja, zuweilen genialen Passagen.

Das Buch ist zweiteilig aufgebaut: Im ersten Teil beschäftigt sich Assmann mit dem Phänomen der Messe an sich. Allein für diese 120 Seiten würde es sich lohnen, das Buch zu erwerben, denn Assmann legt ein materialreiches und mit spürbarer innerer Beteiligung geschriebenes Porträt dieser Urform christlichen Gottesdienstes vor, die fesselt, ja begeistert. Ist es

doch Assmanns große Stärke, komplexe Geschehnisse und Subtexte aufzuschlüsseln. Und immer wieder speist der Autor seinen großen Wissensschatz aus der Ägyptologie ein, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu charakterisieren, so zum Beispiel beim Sinnieren über das religiöse Ritual vor Statuen und anderen Kultbildern: „Jedes ägyptische Ritual zerlegt den rituellen Vorgang in eine Fülle von Einzelhandlungen, die alle von einem deutenden Spruch begleitet werden. Schon das ist im christlichen Gottesdienst völlig anders, weil es hier nicht um einen im Bild sichtbar gegenwärtigen, sondern in Wort und Ritus erst zu gegenwärtigen Gott geht. Aber ohne den begleitenden Spruch würde auch im ägyptischen Kult die Gottheit im Bild nicht gegenwärtig werden und der Ritus bliebe wirkungslos.“

Im zweiten Teil des Buches – es ist genau die Hälfte des Gesamtumfangs – beschäftigt sich Assmann dann mit der Musik, Beethovens Missa Solemnis, die zuvor nur in kurzen Passagen angeklungen war. Neben absolut soliden und stilistisch sehr gelungenen Passagen werden die Leserinnen und Leser immer wieder auf interessante Subtexte und Entwicklungslinien gestoßen, die in beiden Buchteilen den Reiz ausmachen.

Nur ein Beispiel: Beethoven hatte sich 1820, als er die Missa komponierte, in eines seiner Konversationshefte die berühmten Worte des Aufklärungsphilosophen Immanuel Kant notiert und

zwar so: *Das Moralische Gesetz in unß, u. der gestirnte Himmel über unß. Kant!!!* Dazu bemerkt Assmann: „Bei Kant kommt der bestirnte Himmel zuerst, das moralische Gesetz folgt an zweiter Stelle, Kant denkt von oben nach unten oder von außen nach innen, bei Beethoven ist es umgekehrt.“ Dann schlägt Assmann anhand des konkreten Zitats einen originellen Bogen zur Partitur der Missa Solemnis. Zwei Details finde er an diesem Eintrag Beethovens „besonders aufschlussreich“, nämlich: „die Unterstreichung und die drei Ausrufezeichen. Auch diese Emphase bestimmt die Komposition, genauso wie die Gegenüberstellung von oben und unten, außen und innen, Himmlischem und Irdischem.“ Und dann: „!!!“, das ist in Musik übersetzt „fff“, was in der Missa Solemnis nicht selten vorkommt.“

An einigen Stellen gibt es solche Entdeckungen, die zum Weiterdenken führen; auch lädt der ausführliche, 60-seitige Einzel-Durchgang durch Beethovens Missa Solemnis durchaus zum parallelen Hören der Musik ein. Hier gilt: Genauso wie beim allgemeinen Messe-Teil hätte allein der spezielle Missa-Solemnis-Teil des Buches den Kauf gelohnt!

Insofern ist dem großen Gelehrten Jan Assmann ein im besten Sinne multifunktionales Buch gelungen, das neben der Messe an sich und Beethovens Missa Solemnis im Speziellen auch die Fülle des Lebens traktiert und deutet.

REINHARD MAWICK

Ein Feuerwerk

Poetischer Streit im Jenseits



Sibylle Lewitscharoff/
Heiko Michael Hartmann:
Warten auf.
Herder Verlag,
Freiburg i. Br.
2020,
208 Seiten,
Euro 20,-

Ein Flugzeug ist abgestürzt und zwei Seelen sind just im Jenseits angekommen – zwei Seelen, die unterschiedlicher nicht sein können: Gertrud, eine belebte und in der christlichen Tradition verwurzelte Schwäbin, sowie ihr Widerpart, ein nicht minder gebildeter, sich jedoch durch einen ausgeprägten Skeptizismus auszeichnender Philosoph. Das ist das Setting des neuen Buches der Religionswissenschaftlerin und Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff, die markante biografische Gemeinsamkeiten mit Gertrud teilt, und ihres Schriftstellerkollegen und Juristen Heiko Michael Hartmann.

Hat man *Warten auf* einmal aufgeschlagen, wird man hineingezogen in einen kontroversen – und gerade darin zu eigenem Nach- und Weiterdenken anregenden – wie unterhaltsamen Disput, der im Angesicht des Todes fundamentale theologische Topoi aufgreift und in ihrer Lebensdienlichkeit ebenso wie in ihrer Erklärungsbedürftigkeit ausweist: Gericht, Sünde, Vergebung, Christologie, Kreuz – um zumindest wesentliche Zentralbegriffe zu nennen. Beide Diskutanten rekurrieren hierbei auf Stimmen der europäischen Geistesgeschichte der letzten Jahrhunderte. Einige der literarischen Größen gesellen sich in Gestalt ihrer Seelen zeitweise dazu und bringen sich ins Gespräch ein.

Es ist vor allem Gertrud, die immer wieder Bezug auf Prosa sowie Lyrik nimmt und letztlich die verstorbenen Dichterseelen anzieht, sich zu Wort zu melden. Der Religionsphilosoph gewinnt

Bestellservice

für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
05 21/94 40-145

zeitzeichen
Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

für den Leser wiederum vor allem Profil anhand des Manuskripts für einen Vortrag, den er kurz nach dem Flug, bei welchem er ums Leben kam, hätte halten wollen. Dieser wird in Sequenzen in den Dialog eingeflochten und kreist um ein Wort Søren Kierkegaards: „Verzweiflung ist eine Krankheit im Geist, im Selbst, und kann so ein Dreifaches sein: verzweifelt nicht sich bewusst sein, ein Selbst zu haben (uneigentliche Verzweiflung); verzweifelt nicht man selbst sein wollen; verzweifelt man selbst sein wollen.“

Dieser Gedanke bildet den Grundton des gesamten Buches. Dieses läuft letztlich weder auf eine Apologetik noch auf eine Negierung christlicher Dogmatik – Eschatologie, Christologie und Soteriologie – hinaus. Vielmehr weist es auf die Notwendigkeit hin, dass sich die Aussagen des christlichen Glaubens in existenzieller Weise für das Individuum bewahrheiten, dessen Existenz unter dem Schatten der – dreigestaltigen – Verzweiflung im Ringen um das Selbst steht. Damit stellt *Warten auf* in eindrücklicher Weise Religion im Sinne Spaldings als „eine Angelegenheit des Menschen“ heraus beziehungsweise erhellt es die Frage nach dem Gottesverhältnis in dessen Dimension menschlichen Selbstverhältnisses. Das Problem sei nicht, so beschließt der Religionsphilosoph das Buch, „welche Antwort man persönlich auf die Frage nach dem wahren Selbst findet. Das Problem ist vielmehr die Verzweiflung, mit der man seine Antwort in dieser Welt durchzusetzen versucht. Kierkegaard nennt diese Verzweiflung Sünde. Aber er meint auch, zu sündigen sei menschlich, nur wider besseres Wissen in einer Sünde zu verharren, sei teuflisch.“

Schlägt man „Warten auf“ am Ende der Lektüre zu, so hegt man den Wunsch, dass dem Buch bald eine Bearbeitung fürs Sprechtheater folgen möge, da es durchaus reizvoll wäre, Lewitscharoffs und Hartmanns intellektuelles Feuerwerk auch in diesem Medium zu erleben. Einer zweiten Auflage könnte man lediglich neben – wie bereits für die erste Auflage – vielen Lesern einen etwas umfangreicheren Anmerkungsteil wünschen, um die vielfältigen literarischen, philosophischen und theologischen Bezugnahmen der Verfasser handlicher verorten und nachvollziehen zu können.

TILMAN ASMUS FISCHER

The Prom

Meryl Streep („Into the Woods“) und Nicole Kidman („Moulin Rouge“) in einem Musical sind schon sehenswert. Aber die Geschichte ist auch außergewöhnlich: Eine junge Frau will zur Prom, dem Schulabschlussfest, mit einem anderen Mädchen kommen, was ihr verboten wird. Das ist 2010 wirklich passiert, und die junge Frau wurde damals von Promis unterstützt. In der filmischen Bearbeitung kommt diese Hilfe von zwei gescheiterten Broadwaystars, die ihr Image aufbessern wollen. Der Film macht sich lustig über die Auftritte von Stars als Gewissen der Welt und feiert gleichzeitig Toleranz für LGBTQ-Menschen, mit tollen Liedern, viel Witz und mitreißenden Nummern.



Netflix
Ab 11. Dezember

Ma Rainey's Black Bottom

Auch dieser Film handelt von der Musik, aber er ist ein ernstes Drama, basierend auf einem Theaterstück des Pulitzerpreisträgers August Wilson. Bei einer Aufnahmesession der historischen Sängerin Ma Rainey 1927 in Chicago brechen Konflikte in der Band auf. Dabei wird der Rassismus deutlich, der auch im Showgeschäft allgegenwärtig ist. Der Film zeigt aber, dass sich endlich etwas geändert hat. Produzent ist der Afroamerikaner Denzel Washington, und die Hauptrollen spielen die großartige Oscargewinnerin Viola Davis als leidenschaftliche, aggressive Ma Rainey und Chadwick Boseman, der Star aus „Black Panther“, in der letzten Rolle vor seinem viel zu frühen Tod an Darmkrebs.



Netflix
Ab 18. Dezember

Soul

Ein Animationsfilm, aber einer von Pixar. Dieses Studio hat mit Filmen wie „Toy Story“, „WALL-E“ und „Oben“ Meisterwerke geschaffen, in denen auch schmerzhaft Themen verhandelt werden und die gleichzeitig sehr unterhaltsam sind. Ihr neues Werk handelt von einem Musiklehrer, der direkt vor seinem großen Durchbruch einen Unfall hat und im „Großen Bevor“ landet, wo Seelen auf die Welt vorbereitet werden. Der Film handelt von Musik, von Träumen und von der Frage, warum das Leben mit allen Problemen trotzdem wunderbar ist. Und das alles mit einer kreativen Animation. Es empfiehlt sich, unbedingt das Original zu sehen, denn hier werden die Figuren gesprochen von Jamie Foxx und Tina Fey.



Disney+
Ab 25. Dezember

Schweiz: Frauen an der Spitze



Foto: EKS

Mit der Zürcher Pfarrerin Rita Famos (Foto) steht erstmals eine Frau an der Spitze des Zusammenschlusses der evangelisch-reformierten Kantonalkirchen und der Methodistenkirche der Schweiz. In der Synode der Evangelisch-Reformierten Kirche Schweiz (EKS) erhielt die 54-Jährige im ersten Wahlgang 47 Stimmen, ihre Mitbewerberin, die waadtländische Pfarrerin, Isabelle Graesslé, 25 Stimmen. Famos ist Nachfolgerin von Gottfried Locher (54), der im Mai zurücktrat, nachdem Frauen ihm eine „Grenzverletzung“ vorgeworfen hatten (siehe zz 9/2020). An die Spitze der EKS-Synode wurde mit der Sozialamtssekretärin und Solothurner Synodalratspräsidentin Evelyn Borer (59) ebenfalls eine Frau gewählt.

Friedenspreis für Flüchtlingspfarrer

Antoine Exelmans, Generalvikar der römisch-katholischen Erzdiözese Rabat/Marokko, erhält am 10. Dezember, dem Internationalen Tag der Menschenrechte, den Aachener Friedenspreis. Geehrt wird sein „selbstloser Einsatz“ für Flüchtlinge im marokkanischen Oujda.

In dem Ort, der an der Grenze zu Algerien liegt, bietet der Geistliche Migranten in seinem Gemeindezentrum und in der Kirche Notunterkunft, medizinische Versorgung und Beratung. Und er versucht, unbegleiteten Jugendlichen eine Berufsausbildung zu ermöglichen. Zweiter Preisträger ist das brasilianische Menschenrechtszentrum Gaspar Garcia, das in São Paulo Menschen rechtlichen Beistand leistet, denen Zwangsräumungen und Vertreibungen drohen. Die Preise sind mit jeweils 2 000 Euro dotiert. Sie vergibt ein Verein, dem unter anderem die Stadt, der Diözesanrat und der Evangelische Kirchenkreis Aachen angehören.

Bischof betreut Seeleute



Foto: privat

Antonio Ablon, Bischof der Unabhängigen Philippinischen Kirche (UPK), der in seiner Heimat politisch verfolgt wird, arbeitet in den nächsten drei Jahren in der Seemannsseelsorge der Nordkirche. Er unterstützt Seemannspastor Matthias Ristau bei Besuchen der Seeleute auf Schiffen und im Krankenhaus und betreut in Seemannsclubs Kreuzfahrt-Crews. Die meisten Seeleute

kommen von den Philippinen. Ablon hatte sich auf der philippinischen Insel Mindanao für die Rechte der indigenen Bewohner eingesetzt, die für den Abbau von Bodenschätzen immer wieder von ihrem Land vertrieben wurden. Dafür wurde er mit dem Tode bedroht. Von der Bevölkerung der Philippinen sind 80 Prozent römisch-katholisch. Fünf Prozent gehören zur Unabhängigen Kirche. 1902 spaltete sie sich unter Führung des Priesters Gregorio Aglipay von der römisch-katholischen Kirche ab. Aglipay kämpfte für die Unabhängigkeit seines Landes von den USA, die das Land nach Abzug der Spanier besetzt hatten. Die UPK steht in voller Kirchengemeinschaft mit der „Utrechter Union“ alt-katholischer Kirchen.

Bedford-Strohm tritt nicht mehr an

Heinrich Bedford-Strohm, der seit 2014 Ratsvorsitzender der EKD ist, tritt im Herbst 2021 nicht wieder an. Denn die Amtszeit des 60-Jährigen als bayerischer Landesbischof endet im Jahre 2023. „Es wäre nicht gut, wenn ich dann für zwei Jahre das Amt des Ratsvorsitzenden ausfüllen würde“, sagte Bedford-Strohm dem *Bayerischen Rundfunk*. Der Ratsvorsitzende der EKD wird für sechs Jahre gewählt.

Bürgermeister, Bischöfe, Präsidenten

Michael Müller, Regierender Bürgermeister von Berlin, leitet das neu geschaffene Kuratorium des interreligiösen „House of One“ (Haus des Einen) im Bezirk Mitte.

ANGEZEIGT

Wandel

Digitalisierung und Globalisierung, Terrorismus und Entkirklichung sind nur einige Stichworte für den Wandel, dem wir unterworfen sind. *Kirche in Bewegung*, das Magazin des Gemeindegeldes der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), trägt in der Oktoberausgabe die Überschrift „Woher kommt die Kraft für den Wandel?“ Und einige Zeitgenossen zeigen, zu welchen Antworten sie in Familie, Betrieb und Kirchengemeinde gekommen sind. Das 79 Seiten starke Heft wird gegen eine Spende abgegeben. **Bestellschrift:** Gemeindegeldes der VELKD, Zinzendorfplatz 3, 99192 Neudietendorf, Telefon: 03 62 02 / 772 01 00, E-Mail: info@gemeindegeldes.de, www.gemeindegeldes.de

Zu den zwanzig Mitgliedern des Gremiums gehören auch Landesbischof Christian Stäblein, Erzbischof Heiner Koch, Alt-bundespräsident Christian Wulff und der Präsident des Zentralrats der Juden Josef Schuster. Das „House of One“ soll eine Kirche, eine Synagoge und eine Moschee beherbergen. Daneben ist ein zentraler Raum der Begegnung geplant.

Gefahr für liberale Muslime

Mouhanad Khorchide, der an der Universität Münster Islamische Religionspädagogik lehrt, hat vor einer zunehmenden Diskriminierung liberaler Muslime gewarnt. „Auch in Deutschland wird es immer gefährlicher, den Islamismus zu kritisieren“, schrieb der 49-Jährige in einem Gastbeitrag für die Zeit.

USA: Weniger Anglikaner

Die anglikanische „Bischöfliche Kirche“ der USA hat zwischen 2018 und 2019 2,1 Prozent ihrer Mitglieder verloren und hat damit noch 1,8 Millionen Mitglieder. Das zeigt eine Statistik, die die Kirche kürzlich veröffentlicht hat. Damit setzt sich der Rückgang fort, der in den USA auch andere *Mainstream Churches* wie Lutheraner und Presbyterianer betrifft. Religionssoziologen nennen dafür mehrere Gründe: Diese Kirchen sind oft überaltert und daher für jüngere Leute wenig attraktiv. In den US-Kirchen schwinden auch das Bewusstsein und der Stolz, einer bestimmten Konfession anzugehören. An Bedeutung gewinnt dagegen die Ortsgemeinde. Und der soziale Aufstieg, der früher einen Wechsel der Konfession nach sich zog, hat als Kriterium an Bedeutung verloren. Früher gehörten die Baptisten zur unteren Mittelschicht, die Anglikaner zur oberen Mittelschicht und zur Oberschicht. Und jemand, der es zu etwas gebracht hatte, wollte das auch durch seine Kirchenmitgliedschaft ausdrücken.



Foto: picture alliance

Die evangelisch-reformierte „Neue Kirche“ in Emden.

Demokratie in der Kirche gefeiert

2021 wollen Deutschlands Reformierte, Protestanten, die sich den Schweizer Reformatoren Ulrich Zwingli und Johannes Calvin verbunden fühlen, als Jubiläumsjahr begehen. Denn vor 450 Jahren legte die „Emder Synode“ die Grundlagen für eine Synodalverfassung. Im ostfriesischen Emden waren im Oktober 1571 Vertreter von reformierten Flüchtlings- und Untergemeinden zusammengelassen. Ein Nachhall ihrer Beschlüsse findet sich in der Verfassung der Evangelisch-Reformierten Kirche (ERK) in Deutschland. Sie bestimmt, dass nur „Presbyterien (Kirchenräte) und Synoden“ die Kirche leiten, also keine Bischöfe und Konsistorien. Zur Erinnerung an die Emder Synode findet in der ostfriesischen Hafenstadt am 10. Juni ein Festakt statt. Geplant sind auch eine Ausstellung und eine internationale Tagung zum Thema „Konfession, Recht, Politik“. Die ERK hat ihren Schwerpunkt in Ostfriesland und der Grafschaft Bentheim. Zu ihr gehören aber auch reformierte Kirchengemeinden, die über ganz Deutschland verstreut sind. Insgesamt hat die ERK, die zur EKD gehört, 168 500 Mitglieder in 145 Gemeinden. Überwiegend reformiert geprägt ist auch die Lippische Landeskirche. Und in den meisten unierten Mitgliedskirchen der EKD gibt es reformierte Kirchengemeinden und Kirchenkreise.

Abnehmende Religionsfreiheit

Einschränkungen der Religionsfreiheit nehmen weltweit zu und Christen sind als Angehörige der größten Glaubensgemeinschaft davon besonders betroffen. Diese Einschätzung trifft der zweite Bericht der Bundesregierung zur weltweiten Lage der Religionsfreiheit. Nach Worten des Regierungsbeauftragten für weltweite Religionsfreiheit, des CDU-Bundestagsabgeordneten Markus Grübel, leben drei Viertel aller Menschen in Ländern, die die Religionsfreiheit einschränken. Und die Bundesregierung sieht in der steigenden Zahl von Blasphemie- und Antikonversionsgesetzen ein Einfallstor für die Einschränkung von Menschenrechten.

Von Luther streiten lernen

Am Beispiel Martin Luthers können Menschen bis heute streiten lernen. Diese Auffassung hat der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann gegenüber dem *Evangelischen Pressedienst (epd)* geäußert. Luthers Beispiel zeige, was es bedeute, für eine Überzeugung gegen den *Mainstream* einzustehen. Luther hatte es vor fünfhundert Jahren auf dem Reichstag in Worms 1521 abgelehnt, seine reformatorischen Überzeugungen zu widerrufen.

Zurück auf den Galgenberg

Christian Morgenstern zum 150. Geburtstag neu entdeckt

KATHRIN JÜTTE

Sie werden vom Bahnhof gekommen sein, oder mit einem Haveldampfer. Wie schon seit 1879 tausende Berliner jedes Jahr im Frühling zur Obstbaumblüte in die kleine brandenburgische Stadt Werder an der Havel strömen. Jedenfalls gehört auch der Dichter Christian Morgenstern (1871–1914) am Vortag seines Geburtstages am 6. Mai 1895 mit fünf jungen Freunden, allesamt Künstler und Studenten, zu dem großen Strom, der immer um den 1. Mai das historische Baumblütenfest feiert, bis in unsere Zeit das „Oktoberfest“ des Ostens. Auf ihrem Weg ist er mit seinen Bohemiens am Galgenberg vorbeigekommen, einer 35 Meter über der Havel gelegenen Anhöhe. Vielleicht haben sie auch dort oben in die Nacht hineingefeiert und sich vom Obstwein beflügeln lassen. Fest steht: Sie treffen die Entscheidung, einen geheimen Bund zu gründen, den sie Galgenbrüder nennen werden. Für diesen Bund schreibt Morgenstern fortan die Galgenlieder, die erstmals im März 1905 im Berliner Verlag bei Bruno Cassirer erscheinen und Morgensterns literarischen Ruhm begründen.

Heute birgt die Bismarckhöhe auf dem Galgenberg im brandenburgischen Werder neben einem großartigen Ausblick das Christian-Morgenstern-Literaturmuseum. Im Turmbau haben Engagierte vor sechs Jahren einen literarischen Gedenkort geschaffen, der Leben und Werk Morgensterns sinnfällig macht, mit persönlichen Gegenständen wie Portemonnaie, Brille, Tintenfass mit Federhalter, 250 Buchtiteln aus der originalen Handbibliothek, prall gefüllten Ordnern der Abschriften von Tagebüchern und Briefwechseln und einer Vielzahl von Editionen der vergangenen einhundert Jahre.

Jürgen Raßbach heißt der Werderaner ehrenamtliche Museumsleiter und Vorsitzende der Morgenstern-Gesellschaft, ein pensionierter Lehrer und Lyrikliebhaber. Alle Männer der Familie Morgensterns waren Maler, sagt Raßbach und zählt vor großformatigen Texttafeln Biografisches auf: die Künstlerfamilie in München, der frühe Tod der Mutter, als Morgenstern zehn Jahre alt

war, Internatsaufenthalt, Umzug nach Breslau, schließlich nach Sorau und Berlin. Und der Wunsch, ein freier Schriftsteller zu werden. Morgenstern wird später als Übersetzer der Versdramen Ibsens reüssieren und als Verlagslektor für Cassirer und Piper seinen Lebensunterhalt bestreiten.

Und nun die Galgenlieder. Als „Verspätete Geburtsurkunde der Galgenbrüder und ihrer Galgenlieder“ beschreibt eine Texttafel die Schöpfung der skurrilen jungen Leute. Die sich eigene Namen gaben, ihre Liedertexte in einem Hufeisen sammelten, sie vertonten und gemeinsam sangen. „Ich bin davon überzeugt, das war eine Möglichkeit, mit dem eigenen Tod umzugehen“, sagt Raßbach. Wie jeder Vierte um die Jahrhundertwende leidet Morgenstern an Tuberkulose, verbringt viel Zeit in Krankenhäusern und Sanatorien, stirbt mit nur 43 Jahren.

In der Raummitte eine Bronzebüste des Dichters, 1919 geschaffen von Hans Wildermann, eine Dauerleihgabe des Museum Ostwall in Dortmund. Überhaupt beeindruckt im Wechsel mit den Texttafeln eigene künstlerische Werke Morgensterns und bildhaft-künstlerische Interpretationen unserer Zeit, die das literarische Werk reflektieren. Ausgelegt ist die Auswahl immer neuer Anthologien, Geschenkbände und Vertonungen, die Morgenstern Ruhm bis heute dokumentieren.

Im nächsten Mai jährt sich Morgensterns Geburtstag zum 150. Mal. Seinen Markstein soll das Jubiläumsjahr im Mai 2021 in Werder finden, auch dank der Morgensterngesellschaft. Die wird Klecksographien und Scherenschnitte Morgensterns neben modernen Illustrationen präsentieren. Ein wissenschaftlicher Kongress und ein Festakt werden dann zum erneuten Höhepunkt auf dem Galgenberg vor den Toren Berlins. ◀

INFORMATIONEN

Christian-Morgenstern-Literaturmuseum, Hoher Weg 150, 14542 Werder (Havel), Telefon 033 27/716 53 und 033 27/66 31 70, Öffnungszeiten bitte telefonisch erfragen.

- Anders als im Frühjahr dürfen im Zuge der jetzigen Corona-Einschränkungen, im „Lockdown light“, Gottesdienste im Präsenzmodus stattfinden, während Theater und Konzertsäle wieder schließen müssen. Ist das nicht ungerecht? Wenn Schulen und Kitas nicht geschlossen würden, sei es „zwingend geboten“, dass auch Gottesdienste möglich seien, sagte Bundeskanzlerin Merkel laut *evangelisch.de* auf der Bundespressekonferenz und berief sich dabei auf Einschätzungen von Verfassungsrechtlern. Das durch das Grundgesetz verbrieft Recht auf freie Religionsausübung sei ein „sehr hochstehendes Recht“, betonte sie.

- Gegen diesen kirchlichen „Hochstand“ regte sich Widerspruch. Geradezu euphorisch fordert die Journalistin Carolina Schwarz am Reformationstag in der *taz*: „Macht die Kirchen zu!“ Sie findet es „absurd“, dass Gottesdienste von den Beschränkungen ausgenommen werden, denn „die Kirchen“ hätten sich „trotz Hygienevorschriften“ in den vergangenen Monaten als „Superspreader“ hervorgetan. Wirklich, Frau Schwarz?

- Aber sollen es sich die Kirchen nun auf diesem „Hochstand“ des Religionsrechtes bequem machen? Hans Michael Heinig, Juraprofessor in Göttingen und Leiter des Kirchenrechtlichen Instituts der EKD, warnte im Interview mit dem *epd* vor Euphorie: Es wäre ein „schwerer politischer Fehler, jetzt seitens der Religionsgemeinschaften den Rechtsrahmen einfach auszuschöpfen und möglichst viele Veranstaltungen durchzuführen, weil sie ja nicht verboten sind“. Er mahnt: „Wenn Religionsgemeinschaften ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden wollen, müssen sie sich freiwillig radikal begrenzen: auf Seelsorge, auf kleine und kurze geistliche Angebote, auf digitale Formate, auf den Schutz und die Begleitung der besonders Verletzlichen.“ Wohl wahr, Herr Heinig! ◀

Lehren für andere Kontinente

Lateinamerika hat die Corona-Pandemie besonders gebeutelt. Diese Tagung beleuchtet die Auswirkungen auf die Arbeitswelt, das Gesundheitssystem, die Situation von Frauen und Migranten und den Umgang mit Menschenrechten. Und gefragt wird, welche Schlussfolgerungen andere Regionen aus den lateinamerikanischen Erfahrungen ziehen können. Anmeldeschluss: 18. Dezember.

Corona in Lateinamerika – Analysen und Visionen für eine globale Transformation im Gespräch mit Kirchen, Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft

22. bis 24. Januar, Evangelische Akademie Hofgeismar, Telefon: 056 71 / 88 11 22, E-Mail: claudia.bochum@ekkw.de, www.ev-akademie-hofgeismar.de

Gut für Umwelt und Gesellschaft?

Elektroautos gelten als die Lösung der durch Benzin- und Dieselfahrzeuge erzeugten Umweltverschmutzung und als Chance für die Zukunft der Automobilindustrie. Diese Tagung fragt nach den ökologischen Vor- und Nachteilen der neuen Technologie und welche Rollen die Kirchen bei der Wende zur Elektromobilität spielen können. Beleuchtet werden auch die Veränderungen für Industrie und Handwerk und welche Infrastruktur der Staat in der Stadt und auf dem Land bereitstellen muss.

Reflektiert elektrisiert. Welche E-Mobilität wollen wir?

8. bis 9. Februar, Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 07164/79347, E-Mail: romona.boeld@ev-akademie-boll.de, www.ev-akademie-boll.de

Heikles Thema, oft ein Tabu

In Großstädten fallen Sinti und Roma auf, die in Schrottimmobilen untergebracht sind oder unter Brücken schlafen. Und die Corona-Seuche hat die unwürdigen Arbeitsbedingungen von Migranten aus Südosteuropa ans Licht gebracht. Diese Tagung beleuchtet Hintergründe der Zuwanderung aus EU-Staaten auf dem Balkan nach Deutschland. Geschildert wird die Lage in Dortmund, Osnabrück und Salzgitter.

Zuwanderung aus Südosteuropa. Chance und Herausforderung für die Kommunen

14. bis 16. Juni, Evangelische Akademie Loccum, Telefon: 057 66 / 811 21, E-Mail: sabine-loges@evlka.de, www.loccum.de

„Hier stehe ich ... Gott helfe mir“

Im kommenden Jahr jährt sich der legendäre Auftritt Martin Luthers vor dem Reichstag in Worms im April 1521. Die Tagung, die die Erwachsenenbildung des Evangelischen Dekanats und der Bund für Freies Christentum Deutschlands veranstalten, beleuchtet die historischen Ereignisse und ihre Wirkungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Der Bund für Freies Christentum hält im Zusammenhang dieser Veranstaltung seinen Jahrestag ab.

500 Jahre Reichstag zu Worms 1521 bis 2021. Ereignis und Rezeption

29. bis 31. Oktober, Evangelische Erwachsenenbildung Worms, Telefon: 062 41 / 879 70, E-Mail: ev.erwachsenenbildung@t-online.de, www.bund-freies-christentum.de

Der brüllende Synodale

PHILIPP GESSLER

Seien wir ehrlich: So richtig dolle ist so eine Online-Synode nicht. Sie macht den deutschen Protestantismus noch nüchterner, als er traditionell schon ist, auch wenn viele das gerne anders hätten. Dabei gibt es einiges zu lachen während dieser Zoom-Synodaltagung, zumindest für die, die Spaß am absurden Humor oder an Formen der Selbstpräsentation haben: Mancher Mitbruder etwa hat sich extra schick gemacht und sitzt doch tatsächlich im eigenen Wohnzimmer in Anzug und Krawatte vor der Kamera. Geschminkte Mitschwestern sind selten, was wieder einiges mit protestantischer Nüchternheit zu tun haben dürfte, aber vielleicht auch mit der Einsicht, dass bei der üblichen Computerkameraausrichtung von schräg unten sowieso nichts mehr zu retten ist, da dabei noch die schlankeste Dame ein Doppelkinn zu haben scheint. Schlimmer noch sind Nasenhaare, die jetzt unübersehbar sind, ja überdimensional groß erscheinen – es ist ein Elend!

Dann der Hintergrund: Offizielle Büros oder häusliche Arbeitszimmer sind meist öde. Aber Wohnzimmer regen die Fantasie an. Dieses abstrakte Bild über dem Sofa des redefreudigen Synodalen – unmöglich! Haben die zuhause wirklich immer so einen schicken Blumenstrauß in einer Vase neben dem Fernseher stehen? Und ist es bei denen im Wohnzimmer immer so aufgeräumt? Toll sind auch die künstlichen Hintergründe, die manche Synodale für ihre Online-Auftritte angeklickt haben: Da ist ein Sonnenuntergang am Meer zu bewundern, und man denkt sich: Ach, so ein Büro hätte ich auch gern, wie fleißig würde ich dann arbeiten! Ungeschickt dagegen Hintergründe, die die Sprechenden zu verschlucken scheinen, weil das Computerprogramm das irgendwie nicht hinkriegt, zwischen Mensch und digitaler Tapete zu unterscheiden. Da scheint es, als spreche man mit einem Geist aus dem Jenseits. Am schönsten aber sind die missglückten Wortbeiträge, wenn der oder die arme Synodale zu früh oder zu spät zu hören sind: Sehr irritierende „Tschühüs! – Tschühüs!“ waren über mehrere Minuten aus dem Off zu vernehmen, da hatte offenbar jemand vergessen, sein Mikro auszuschalten. Wunderbar auch der fast brüllende Synodale, dem online der Kragen platzte, weil er erneut aus Versehen nicht zu Wort kam. Dabei wollte er doch nur ganz privat rumschimpfen, nicht halb-öffentlich.

In solchen Momenten sehnt man sich zurück nach der beruhigenden Totale, die bei der Online-Synode in der Regel kurz vor den Pausen zu sehen ist: Das Präsidium der Synode an ihren weißen Pulten in einem Studio sitzend – eine redet, die anderen schweigen und blicken in ihre Laptops. Die Message ist untergründig glasklar: Ja, dieses Mal ist zwar alles anders ... aber eigentlich ist alles so, wie es immer war und immer sein soll. Mag eine Enthaltung nun auch eine „Kaffeetasse“ sein, die man anzuklicken hat. Am Ende sind wir wie immer „dankbar“ für fast alles. Und den Rest regelt die Geschäftsordnung. ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: dpa

Sprech-Blasen oder gemeinsame Sprache?

Eigentlich soll eine gemeinsame Sprache Menschen miteinander verbinden, doch derzeit wird der Streit um Sprache immer öfter zum trennenden Moment. Wer mit Gendersternchen schreibt und spricht, bezieht klar Stellung und zieht nicht nur freundliche Zustimmung auf sich. Doch auch an anderen Stellen verweist unsere Sprache auf die Blasen, in denen wir leben, und ihre jeweiligen moralischen Gesetze. Wir widmen uns im Januar diesem Thema mit einem ausführlichen Pro und Contra zur gegenderten Sprache, einem Blick in die kirchliche Sprachwelt, einer Bilanz der „Leichten Sprache“ und einem Interview mit dem Sprachwissenschaftler Anatol Stefanowitsch, für den Sprache immer auch eine Frage der Moral ist.

Hilfe von den Schwestern

Die ganz frühen Theologinnen aus der Schweiz hatten vor rund einhundert Jahren im Vergleich zu ihren deutschen Kolleginnen einen Vorsprung bei der Emanzipation in der Kirche – und sie halfen ihren Schwestern in Deutschland mit viel Zuspruch und Hilfe auf die Sprünge. Diese kaum bekannte, aber erstaunliche und schöne Geschichte erzählt Pierre Aerne.

Überfällige Pflegereform

Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) hat angekündigt, eine Pflegereform auf den Weg zu bringen, welche die Eigenanteile der Versicherten beschränkt und den Pflegekräften eine tarifliche Bezahlung garantieren soll. Dass eine Pflegereform längst überfällig ist, betont auch die Diakonie. Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland, erläutert in der Januarausgabe, wie diese gestaltet werden muss.

Koloniales Erbe

Während in Deutschland um den Umgang mit dem kolonialen Erbe gestritten wird, rottet in Tansania die Stadt Tanga vor sich hin. Vor 130 Jahren wurde sie von den Deutschen an die Ostküste Afrikas gebaut, damals die modernste Metropole am Äquator. Weder Tansania noch Deutschland haben Interesse am Erhalt der kolonialen Architektur. Doch einige Tangaer stemmen sich gegen den Verfall. Der Journalist Nick Reimer hat den Ort besucht.

Kohlhammer Neuerscheinungen



Burke/Hiepel/Niggemeier/Zimmermann (Hrsg.)

Theologiestudium im digitalen Zeitalter

2020. 364 Seiten. Kart.
€ 32,-
ISBN 978-3-17-038893-2

Durch die zunehmende Digitalisierung unserer Alltags- und Arbeitswelt haben sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten weitreichende Veränderungen ergeben, nicht zuletzt im Lern-, Lese- und Kommunikationsverhalten. Auch in Arbeits-, Studien- und Forschungszusammenhängen von Theolog*innen ist dieser Umbruch zu spüren. Mit dem aus der Datenverarbeitung bekannten EVA-Prinzip (Eingabe – Verarbeitung – Ausgabe), dem der Sammelband in seiner Struktur folgt, wird das Theologiestudium im digitalen Zeitalter in den Blick genommen. Im Hinblick auf einige dem Theologiestudium naheliegende Lebenswelten wird in der *Eingabe* aufgezeigt, wie und in welcher Form Digitalisierung und Digitalität theologisch und hochschuldidaktisch relevant sind. In der *Verarbeitung* stellen sich Autor*innen der Herausforderung, den Umgang mit Transformationsprozessen vorzustellen, zu systematisieren und aktuelle Bewältigungsversuche des digitalen Wandels zu reflektieren. Abschließend spielen vorwiegend Nachwuchswissenschaftler*innen diese in der *Ausgabe* anwendungsorientiert im Blick auf die klassischen Fächer der Theologie durch und entwickeln ihre Visionen für die Gestaltung theologischer Lehre und Forschung in Form digitaler Fachkonzepte.



Luise Schottroff/Claudia Janssen

Der erste Brief an die Gemeinde in Korinth

2., überarb. Auflage
Ca. 400 Seiten mit 13 Abb. Kart.
Ca. € 44,-
ISBN 978-3-17-037677-9
Theologischer Kommentar zum Neuen Testament (ThKNT)

In diesem Kommentar wird gezeigt, wie Paulus die Tora für Menschen aus den Völkern auslegt: konkret, lebensnah, sensibel und argumentierend. Er sucht nach Bildern für eine Hoffnung, die dem Tod standhält. Er schreibt die Gebete und Lieder auf, die in den messianischen Gemeinden seiner Zeit gesungen wurden. Und: Er widerspricht sich selbst, vor allem in seiner Vorstellung, wie Frauen zu sein hätten, und in seinem faktischen Umgang mit ihnen. Der Brief ist durch ein lange Auslegungstradition belastet, in der Paulus zur Rechtfertigung christlicher Herrschaftspositionen benutzt wurde, und noch verhängnisvoller: Paulus war der Inbegriff einer christlichen Identitätsfindung durch negative Abgrenzung zum Judentum als einer „Gesetzesreligion“. Eine Neuentdeckung des Paulus ist fällig! Die erste Auflage des Kommentars ist 2013 erschienen. Für die Neuauflage wurde neue Literatur ergänzt, kleinere Fehler korrigiert und Ergänzungen vorgenommen – im Sinne Luise Schottroffs, der es nicht um Vollständigkeit ging, sondern um die Relevanz für eine sozialgeschichtliche, herrschaftskritische und geschlechterbewusste Neulektüre des Paulus. Die Auslegung ist bleibend aktuell und repräsentiert den gegenwärtigen Stand der internationalen Paulusforschung.



Cornelia Richter (Hrsg.)

An den Grenzen des Messbaren

Die Kraft von Religion und Spiritualität
in Lebenskrisen
Ca. 170 Seiten. Kart.
Ca. € 29,-
ISBN 978-3-17-039334-9

Religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen kommt im Falle von Lebenskrisen eine große Bedeutung zu. Dieser Band nimmt dabei individuelle Krisen in den Blick, die im Kontext der Gesundheitsversorgung – vor allem der Palliativmedizin – auftreten. Medizinische, psychologische, philosophische und theologische Fachleute bearbeiten das Thema gemeinsam – ein interdisziplinärer Austausch, der im Krankenhausalltag und in der Forschung oft zu kurz kommt. Sie fragen dabei nach dem Resilienzpotential von Religion und Spiritualität und den Kompetenzen des Fachpersonals, immer bezogen auf den ganzheitlichen Umgang mit gesundheitlichen Krisen und den existenziellen Fragen, die diese aufrufen können.

Die Bücher unseres Theologie-Programms sind auch als E-Books erhältlich!
Leseprobe und weitere Informationen: www.kohlhammer.de

Kohlhammer
Bücher für Wissenschaft und Praxis

Das wird eine schöne Bescherung!

Unser Jahrhundertprojekt „Die Bibel. Gelesen von Rufus Beck“ hat den Jahrespreis der Deutschen Schallplattenkritik 2020 erhalten! Freuen Sie sich mit uns – und mit dem großartigen Rufus Beck!



JOHANN SEBASTIAN BACH WEIHNACHTSORATORIUM

Aus der Reihe:

WORT//WERK//WIRKUNG

Mit einer erstklassigen
Einspielung der Gaechinger
Cantorey unter der Leitung
von Hans-Christoph Rademann
auf MP3-CD

15 × 22,5 cm, 160 Seiten

ISBN 978-3-438-04841-7

€(D) 28,00 €(A) 28,80



DIE BIBEL. GELESEN VON RUFUS BECK

Lutherübersetzung mit Apokryphen

86 Audio-CDs

im Schmuckkarton

ISBN 978-3-438-02227-1

€(D) 199,00 €(A) 204,50

9 MP3-CDs im Digipack

mit Schubert

ISBN 978-3-438-02226-4

€(D) 99,00 €(A) 101,70

Im Buchhandelsvertrieb von Der Audio Verlag



STILLE NACHT

Ein Weihnachtsliederbuch
Mit Noten, Texten und Bildern
von Marijke ten Cate

22 × 26,3 cm, 32 Seiten

Festeinband

ISBN 978-3-438-04702-1

€(D) 14,95 €(A) 15,30



DIE WEIHNACHTS- GESCHICHTE

Bibelgeschichten für
das erste Lesen

Text: Christiane Herrlinger

Illustrationen: Mathias Weber

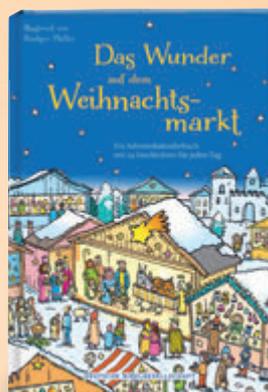
14,8 × 21 cm, 40 Seiten

Durchgehend farbig,

Festeinband

ISBN 978-3-438-04725-0

€(D) 7,95 €(A) 8,20



DAS WUNDER AUF DEM WEIHNACHTSMARKT

Ein Adventskalenderbuch

13,5 × 21,5 cm, 108 Seiten

Festeinband

ISBN 978-3-438-04703-8

€(D) 12,95 €(A) 13,20



WEIHNACHTEN

Die schönsten Texte
aus der Bibel.

Gelesen von Rufus Beck

Lutherübersetzung

1 Audio-CD im Digipack

Spieldauer: 55 Minuten

ISBN 978-3-438-02266-0

€(A) 9,95* €(A) 10,20*

* unverbindlich
empfohlener Preis

Am
21. Januar 2021
erscheint die neue

Basis Bibel

in sieben attraktiven
Ausgaben!

**DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT**

Balinger Straße 31 A | 70567 Stuttgart | www.die-bibel.de

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder unter www.die-bibel.de/shop